<36635981270017

Baron Brandau

und seine Junker.

Aus den Papieren eines Arztes

von

Philipp Galen,

Verfasser von: „Andreas Burns", „Walther Lund", „Fritz Stilling",
„Irre von St. James" u. s. w.

Erster Theil.

Zweite Abtheilung.

Leipzig, 1858.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Zweite Abtheilung.

Die Junker.

Achtes Kapitel.

Junker Alfred.

Der nächste Morgen, ja selbst die nächstfolgenden Tage schienen in Bezug auf die im vorigen Kapitel abgehandelten Verhältnisse der zunächst Betheiligten mit dem eben geschilderten Tage in gar keiner Verbindung zu stehen. Nicht nur die gewöhnlichen äußeren und geschäftlichen Vorkommnisse trennten die handelnden Personen von einander, sondern auch eine gewisse innere Scheu hielt sie ab, das kürzlich Besprochene noch einmal zu berühren, und darin folgten Alle wohl so ziemlich einem allgemeinen instinktartigen Triebe. Denn Nichts vermag einen wichtigen Gegenstand, den wir in der Stunde der Aufregung oder Begeisterung mit Wärme und Eifer ergriffen, so gleichgültig für uns zu machen, als wenn wir ihn im nüchternen Laufe des Alltagslebens mit Gewalt in den Kreis

unserer Betrachtung ziehen. Der Baron hielt sich von Anbruch des Tages bis spät Abends außer dem Hause auf, nur sein Mittagsbrod verzehrte er eilig in seinem Zimmer, ohne dabei einen Blick auf die Nichte zu werfen, die, ihn mit ihrem scharfen Auge beobachtend und jeden Zug seines Wesens erforschend, schweigend an seiner Seite saß. Wenn er den letzten Bissen im Munde hatte, lief er schon wieder mit dem Förster durch den Wald, oder mit dem Verwalter über die Felder und Triften, in denen der letzte Orkan einen erheblichen Schaden angerichtet, hier das fruchtbare Land mit den reifenden Früchten weggeschwemmt, dort die Wiesen versandet und die Wälder gelichtet hatte. Es war noch nicht abzusehen, wie hoch sich der Schaden belaufen würde, aber so viel war mit Gewißheit zu erkennen, daß die Erndte für dieses Jahr so gut wie veloren und die Mühe der Arbeit mit der Hoffnung auf einen einigermaßen lohnenden Ertrag eine vergebliche gewesen sei. Gegen den Hagelschlag war man auch nicht versichert gewesen, denn dergleichen segensreiche Anstalten der Neuzeit waren dem Baron über die Maaßen verhaßt, und nun hatte er nicht allein diesen Verlust, sondern auch die gerechten Vorwürfe zu ertragen, die ihm sein Verwalter, wenn nicht mit Worten, doch merklich genug durch

Miene und Schweigen angedeihen ließ. Aus allen diesen Gründen war der Baron sehr übler Laune; unzugänglich und zugleich ungenießbar für Jedermann, zog er sich von Allem zurück, was nicht unmittelbar die Sorge für seine Ländereien betraf. Abends, wenn er, später denn je, auf sein gemüthliches Zimmer kam, war er so wortkarg und müde, daß er schon nach dem ersten Glase Wein auf seinem Sessel einschlief, von wo ihn in sein Bett zu bringen der alte Friedrich die größte Mühe hatte. So mußte wohl aller innere Verkehr zwischen Oheim und Nichte eine Unterbrechung erleiden, und nur von ferne bemühte sich die Letztere mit aller Sorgfalt, Alles und Jedes aus dem Wege zu räumen, was ihm im Hause oder Hofe störend in den Weg treten konnte.

Auch Doktor Millinger hatte sich seit jenem Abende nicht wieder blicken lassen. Das konnte allerdings auf Rechnung einer absichtlichen Zurückhaltung gesetzt werden, allein es war nur ein vorübergehender Zufall, wie er bisweilen in Folge seiner überhäuften ärztlichen Berufspflicht sich ereignete. Denn er hatte gerade jetzt viel in einer anderen Richtung zu thun und berührte auf seinen Krankenbesuchen den Edelhof wenig oder gar nicht. Marie vermißte ihn sehr und blickte oft sehnsüchtig nach verschiedenen Wegen aus, wenn

sie auf ihren einsamen Wanderungen über Felder und Wiesen schritt. Sie hätte ihm gern die Hand gedrückt und zugeflüstert, daß Alles vergeben und vergessen und wieder in Ordnung sei, aber sie sah ihn nirgends, und gerade jetzt seine Familie im Dorfe zu besuchen, wo der Oheim mit ihm Streit gehabt, schien ihr nicht gerathen zu sein. Der Baron selbst dachte in den ersten Tagen der Aufregung und der ämsigsten Thätigkeit nicht an ihn; als diese vorüber waren, scheute er sich, unvermuthet mit ihm zusammenzutreffen, denn obgleich sein Zorn über den gehabten Zwist gänzlich abgekühlt war und die nüchterne Beschäftigung des Tages ihn zur Ueberlegung und Besonnenheit zurückgeführt hatte, so glaubte er doch seinerseits keinen Schritt thun zu dürfen, der ihn dem alten Freunde wieder näher brächte. Endlich aber fing er an, ihn zu vermissen, und er hätte viel darum gegeben, wenn er urplötzlich seine freundliche Stimme hätte rufen hören: Guten Abend, Herr Baron! — Aber der Doktor ließ sich, wie gesagt, nicht blicken. Endlich begann der Baron sich darüber zu ärgern und er erkühnte sich sogar, hie und da einen von seinen Leuten zu fragen, wo wohl der Doktor wäre und ob ihn Keiner irgend wo gesehen habe? Aber Niemand wußte von ihm, bis einmal der alte Friedrich,

als er zufällig jene Worte aussprechen hörte, seinen Herrn geradezu fragte: ob man vielleicht den Herrn Doktor herbeirufen solle?

Bei dieser direkten Frage glaubte der Baron sich am klügsten zu verhalten, wenn er sie gar nicht beantwortete, denn was hätte er wohl dem Doktor sagen sollen, wenn er nun gekommen wäre und, nach der Ursache seiner Herbeiholung forschend, ihn fragend angeblickt hätte?

So waren etwa acht bis zehn Tage verstrichen, als der Zufall sich des allgemeinen Bedürfnisses erbarmen zu wollen schien, denn auch Freund Millinger hatte oft sehnsüchtig und wehmüthig von fern nach dem Edelhofe ausgeschaut, den er seit mehr als zwanzig Jahren wenigstens einen um den andern Tag zu besuchen gewohnt war. Es war einer der ersten Tage, an welchem der Baron, nachdem seine dringendsten Geschäfte im Freien beendet waren, Marie aufforderte, mit ihm über die Felder zu wandern, um persönlich die Thätigkeit seiner Bauern anzuspornen, die überall beschäftigt waren, die letzten Spuren jener Verwüstung zu tilgen. Er war eben im vertraulichen Gespräche über verschiedene Gegenstände mit seiner Nichte begriffen, die neben ihm her am Rande eines Roggen-

feldes ging und einen Kranz aus Kornblumen flocht, als ihr schnelles Auge von ferne einen Reiter auf einem Schimmel erblickte und darin sehr bald ihren Freund Millinger erkannte. Sie deutete auf ihn hin und sagte ruhig, obwohl bedeutsam genug: „Da reitet der Doktor Millinger!“ — Der Baron erhob hastig seinen Kopf und schaute in die angegebene Richtung. Als er den Mann erkannte, den er so schwer beleidigt hatte und dem er dennoch so aufrichtig ergeben war, erröthete er sichtlich, erhob aber unwillkürlich seinen Stock, wie zum Gruße und Winke: zu warten oder ein wenig näher zu kommen.

Augenblicklich wandte der Doktor, der seinerseits auch die Gruppe von ferne betrachtet, sein Pferd und ritt langsam dem eigenthümlichen Paare zu. Langsam, sagen wir mit Bedacht, denn in dieser langsamen Bewegung sprach sich die letzte Spur seines verwundeten Selbstgefühles aus, da er unter anderen Umständen seinen alten Schimmel gewiß in Trab gesetzt hätte. Als er dem Baron näher gekommen war, der still stand und ihn erwartete, sah er die Baroneß ihr weißes Tuch fröhlich in der Luft schwenken und als er, noch näher herangerückt, sein Auge auf ihr Gesicht heftete, las er darauf unverkennbar den geistigen Zuspruch: „Kommt, kommt, mein Freund, und

seid nicht länger böse, mein Oheim ist es auch nicht mehr!"

Gleich darauf hielt der Schimmel an der Seite des Barons, der Doktor sprang aus dem Sattel, und ehe Jemand wußte, wie es geschah, hatten sich die beiden alten Freunde die Hände geschüttelt. Da war denn wie durch einen Zauberschlag die trübe Vergangenheit vergessen und die trautere Gegenwart trat wieder in ihre Rechte ein. Es dauerte nicht lange, so waren die beiden Männer in ein ernstes Gespräch vertieft, welches zunächst die Verwüstung der Felder betraf, während Marie, ihren Kranz und ihre Blumen vergessend, neben ihnen herging und Beider Mienen studirte, wie sie es von jeher mit allen Menschen zu thun pflegte, die in den Bereich ihrer Betrachtung kamen.

„Ja, Doktor", sagte der Baron im Verlauf des Gesprächs, „der Schaden ist groß; aber was hilft's, man muß ihn verschmerzen. Der Hagel hat mir eigentlich am meisten genommen — hm! Es wäre doch nicht so übel, wenn ich jetzt versichert gewesen wäre! Ja, ja, erst durch Erfahrung wird man klug, jetzt habe ich den Verlust allein aus meiner Tasche zu decken. Aber wißt Ihr, was mich am meisten dabei ärgert? Gerade die Landstrecken, die ich an die

Eisenbahngesellschaft abtreten muß, wo mein bester Weizen steht, haben am wenigsten gelitten! Ha! Es ist zum Todtärgern!"

„Das scheint mir eher von Vortheil zu sein," sagte der Doktor heiter lächelnd. „Denn wenn die Abschätzungscommission das mit schöner Frucht bewachsene Feld sieht, so wird sie es höher taxiren, als wenn es mit zerschlagener und unbrauchbarer Streu bedeckt wäre."

„Bah! Sie sind ein Mann, der aus Allem Vortheil zu ziehen weiß. Wenn ich das doch auch verstände! — Wie weit sind die Herren da drüben mit ihrer Vermessung der Aecker gekommen, wissen Sie es vielleicht?"

„Ich bin so eben dagewesen, Herr Baron," entgegnete der Arzt. „Morgen oder übermorgen kommt Ihr Gebiet an die Reihe und in wenigen Tagen werden Sie wissen, wieviel baare Thaler mehr Sie in Staatspapiere verwandeln können."

„Ich wünschte, sie blieben mir mit ihrem Gelde vom Halse, dann wollte ich ihnen auch ihre Papiere schenken. Doch kein Wort mehr darüber, das Kapitel soll auf ewig zwischen uns beendigt sein. — Ich habe eine Bitte an Sie, Doktor, und Sie werden sie mir wohl gewähren, denke ich."

„Vom Herzen gern, wenn es mir möglich ist.“

„Das wird sich machen lassen, hm! Seht, Doktor, morgen über vierzehn Tage wird die Abschätzungscommission hier ihr Wesen getrieben und man wird mir einen Sack mit Geld oder die Anweisungen auf einen Bankier in das Haus gebracht haben. Das ist ein trauriger Tag für mich — Andere würden ihn einen Festtag nennen. Aber ich, ich ängstige mich schon heute davor, als würde mir an dem Tage ein Unglück begegnen. Ich ärgere mich schon im Voraus, wenn ich an die spekulativen Gesichter denke, die sich hier auf meinem Besitzthum eine Augenweide verschaffen werden. Auch muß ich ein Essen geben — Das gehört ja nun einmal dazu. Die Herren da drüben haben damit den Anfang gemacht und wir hier müssen nun die Fortsetzung liefern, sonst hält man uns am Ende für hergelaufene Emporkömmlinge, die ihr Gut im Kasten verschimmeln lassen. Ich mag mich nicht lumpen lassen. Darum soll es einmal hoch hergehen bei mir. Ich lade Euch zu Gaste. Haltet Euch den Tag über, wenn es Eure Patienten erlauben, in meiner Nähe oder gar an meiner Seite auf, dann habe ich doch ein Gesicht wenigstens, das ich nach meiner Art anblicken kann. Was meint Ihr dazu?“

Der Arzt lächelte milde und lüftete seinen Stroh-

hut ein wenig. „Ich danke für die Ehre, Herr Baron, und werde nicht auf mich warten lassen,“ sagte er. —

So war denn der Friede wieder vollkommen hergestellt und seit diesem Tage kam der Doktor fast täglich nach dem Gute, auch wenn ihn sein Weg nicht daran vorüberführte. —

Der Zahlungstag für die in Anspruch genommenen Feldstrecken war gekommen. Von allen Seiten waren die damit beauftragten höheren und niederen Beamten, benachbarte Gutsbesitzer und der größte Theil des umwohnenden Adels, eingetroffen, theils in Folge einer Einladung, theils aus freien Stücken und auf die Gastfreundschaft des Barons bauend, denn sie alle waren begierig, mit eigenen Augen das Benehmen eines Mannes zu schauen, der wie keiner in der Umgegend so lebhaft gegen die Neuerungen, welche die Dampfkraft und das Associationswesen in's Leben rief, geeifert hatte.

Auf dem Gute des Barons waren große Vorbereitungen getroffen, den Tag so glänzend wie möglich zu feiern. In der Küche brieten und buken die Mägde von Tagesanbruch an. Vier bis fünf ziemlich ma-

nierliche Bauerburschen waren in passende Kleider gesteckt und sollten die aufwartende Dienerschaft des reichen Edelmanns darstellen, denn auch in dieser Beziehung war der gute Baron etwas weit hinter den Erfordernissen der Zeit zurückgeblieben. Der alte Friedrich, schon ziemlich gebrechlich und mit den Fortschritten seiner Collegen in großen Städten selbst unbekannt, war der einzige Diener auf dem Gute, der leidlich mit der Bedienung eines Mannes von Stande umzugehen wußte. Ihm daher war die Aufwartung der eingeladenen Edelleute übertragen; jene costümirten Bauerburschen dagegen sollten für die Beamten und den übrigen Theil der Gäste bereit stehen.

Der Baron war schon früh wach geworden; er konnte vor innerer Unruhe den gefürchteten Tag kaum erwarten. In Etwas hatte sich sein Zorn über die neue Eisenbahn freilich gelegt, denn die Vermessungscommission hatte sich gerade auf seinem Terrain für einen größeren Bogen ausgesprochen und ihm auf diese Weise einen ziemlichen Theil seiner Felder erhalten, die er im Stillen schon verloren gegeben hatte. So büßte er nur die Hälfte von dem ein, was er erwartet hatte, und soviel glaubte er in Anbetracht des Geretteten am Ende verschmerzen zu können.

Der alte Herr hatte sich schon früh am Morgen

sorgfältig ankleiden lassen und sogar seinen Orden angelegt, den ihm seine Tapferkeit im Befreiungskriege erworben. Das Frühstück hatte er in Gemeinschaft mit seiner Nichte verzehrt und dann für den Tag von ihr Abschied genommen, da sie ihn gebeten hatte, ihr die Pflicht zu erlassen, vor den fremden Gästen und bei Tische zu erscheinen.

Um neun Uhr Morgens waren schon einige Herren angelangt und mit dem Baron auf das Feld gegangen, wo sich kurze Zeit nachher die Beamten einfanden, um an das beschlossene Werk zu gehen. Mancherlei Auseinandersetzungen, Hin- und Herreden, wiederholtes Abschätzen und Vergleichen, hatten den ganzen Vormittag weggenommen und erst kurz vor drei Uhr Nachmittags war man nach dem Gute zurückgekehrt, um die schriftlichen Contrakte zu unterzeichnen und die Geldgeschäfte zu ordnen. Der Baron hatte verschiedene Verschreibungen auf ein großes Haus in der Residenz dem baaren Gelde vorgezogen, das er ja doch nicht auf dem Lande unterbringen konnte. Er hatte seine Papiere, seine Quittungen und Wechsel in seinen Geldschrank geschlossen und sich dann zur Gesellschaft begeben, die ihn im Garten erwartete und sich allmälig um ein Bedeutendes vermehrt zeigte. Die Geschäfte des Tages, im Freien begonnen, waren nun

der Form nach beendet, wurden aber der Gewohnheit nach während der Vergnügungen, die jetzt folgten, gesprächsweise fortgesetzt. Erst als die milden Klänge der Eßglocke durch den Garten schallten, begaben sich die versammelten Herren in das Schloß, dessen Festsäle im vollsten Schmucke prangten, der allerdings etwas alterthümlich, doch gediegen und bequem genug war.

Da die Anwesenden sich auf keinerlei Weise beengt fühlten, ihre Stimmung aber am wenigsten durch die Gegenwart einer die Nase rümpfenden Hausfrau bedrückt wurde, so herrschte eine ungezwungene Fröhlichkeit vor, der sich sogar der Baron nicht ganz entziehen konnte, so unbequem und widerwärtig ihm dergleichen Spiegelessen waren, wie er sie zu nennen beliebte. Wenigstens so lange das Speisen, das Trinken und nachher das Spiel der zurückbleibenden Edelleute dauerte, während die Beamten und ein Theil der entfernter wohnenden Gäste sich gleich nach der Mahlzeit entfernt hatten, befand sich der Baron in leidlicher Gemüthsstimmung. Die Bedienung war zwar keine feine und ausgesuchte, aber doch eine gemüthliche gewesen, nur ein Dutzend Teller und ein halbes Dutzend Flaschen — der heimlich ausgetrunkenen nicht zu gedenken — waren von den ungeschickten Händen der

improvisirten Lakaien zerbrochen worden, und in Anbetracht der ungewohnten Hastigkeit und Fülle war sogar in der Küche Alles zur Zufriedenheit der Frau Hanne hergegangen. Allmälig, je weiter der Abend vorrückte, hatten sich die Gäste empfohlen und nur drei Edelleute waren geblieben, die beim Champagner um einen Spieltisch saßen und dem Zauber der herrlichen Flüssigkeit wie des königlichen L'hombre unterlagen. Das Spiel war hoch und wurde fast stillschweigend fortgesetzt. Der Baron war Anfangs im Gewinn gewesen, seit einer Stunde aber hatte sich das Glück gewandt und kehrte ihm andauernd eigensinnig den Rücken. Als man endlich lange nach zehn Uhr aufstand, hatte er eine erkleckliche Summe verloren, die ihn, wie alles im Spiel verlorene Geld, über die Gebühr schmerzte. Der alte Herr theilte die Leidenschaft vieler vornehmem Herrn, er liebte nicht den Verlust im Spiel, weniger aus Liebhaberei für das Geld, als aus Mißvergnügen, von einem Anderen überflügelt und besiegt zu sein. Sein selbstischer Trieb erstreckte sich sogar auf dergleichen Kleinigkeiten und schon die Einbuße einer geringen Summe war hinreichend, ihm seine Nachtruhe und seine gute Laune auf mehrere Tage zu rauben. Heute aber war sein Verlust ein bedeutender gewesen und gerade die reich=

sten und übermüthigsten Nachbarn hatten ihn geplündert. Das machte ihn höchst verdrießlich, und als endlich sämmtliche Gäste ihn verlassen hatten und er in dem noch hell erleuchteten Zimmer die unbehaglichen Ueberreste der beendeten Schwelgerei erblickte, fühlte er sich so übelgelaunt wie nie. Die beinahe vergessene Veranlassung des heutigen Tages tauchte wieder frisch in seinem Gedächtniß auf und aller Unmuth, den er längst verbannt zu haben meinte, kehrte in ungestümer Aufeinanderfolge in sein Herz zurück. Erhitzt vom Wein, übermüdet von des Tages Anstrengung, aufgeregt von dem Gedanken an die entflogenen Louisd'ors, spiegelte ihm seine Phantasie die schrillende Locomotive und die rasselnden Waggons vor, die nun bald über seine blühenden Gefilde hinstürzen würden, und nie, seitdem ihm die Kunde dieser Neuerung geworden, hatte er sich so zerknirscht gefühlt wie jetzt.

Da er keinen Gegenstand hatte, an dem er seinen Unmuth auslassen konnte, denn selbst der Doktor Millinger hatte sich seit einigen Stunden entfernt, blieb ihm Niemand übrig, als seine neu uniformirte Dienerschaft. Er ließ sie durch Friedrich hereinrufen und hielt ihnen eine donnernde Rede, die sie männiglich niederschmetterte, denn er ließ kein gutes Haar an

ihrer Anstelligkeit und Aufmerksamkeit. Endlich befahl er die Lichter zu löschen und die lange genug geöffneten Prachtzimmer zu schließen. Er selbst, nur von Friedrich begleitet, zog sich in sein Wohnzimmer zurück und ließ sich die Nachttoilette anlegen. Schlafen wollte und konnte er nicht, denn dazu war er zu aufgeregt und zu ärgerlich, so wollte er denn in ruhiger Selbstbetrachtung mit sich zu Rathe gehen und seinen Groll in ungestörter Einsamkeit niederzukämpfen suchen. Beinahe hätte er sich von seiner alten Laune versucht gefühlt, sich wieder für krank auszugeben und den Doktor zurückrufen zu lassen, allein die zeitig gekommene Einsicht, daß der Doktor ebenfalls von den Strapazen des Tages angegriffen sein müsse, ließ ihn von dem schon gefaßten Vorsatze wieder abstehen. So war er sich denn allein überlassen und Das hieß diesmal Kohlen in's Feuer tragen. Er wurde innerlich immer grollender, und zuletzt, da er seinen Groll an Niemandem auslassen konnte, wurde er betrübt, ein Gemüthszustand, dessen Endresultat bei ihm stets eine Art Melancholie war, von welcher er sich in letzter Zeit nach großen Anstrengungen und Aergernissen schon oft heimgesucht gefühlt hatte.

In diesem unbehaglichen Zustande hatte er sich eben mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen

auf seinen Ruhesessel niedergelassen, als er plötzlich das Schmettern eines Posthorns in der Kastanienallee zu vernehmen glaubte. Erstaunt horchte er auf, und daß er sich nicht geirrt, bewies sogleich das nochmalige Blasen des Postillons, welches aber diesmal dicht vor dem Hause erfolgte.

„Was hat Das zu bedeuten?" fragte er sich und sprang von seinem Stuhle auf. Da hörte er aber schon eine bekannte Stimme im Vorsaale sprechen, eine ungewohnte Lebendigkeit ließ sich ebendaselbst vernehmen und plötzlich ward seine Thür aufgerissen uud herein trat — sein Sohn Alfred.

Als wäre ihm ein Gespenst erschienen, so starrte er dem unerwartet Anlangenden in's Gesicht, und wenn dieser ein freundliches Willkommen von seinem alten Vater erwartet hatte, so sah er sich diesmal bitter darin getäuscht.

„Wie, Alfred, Du bist es? Was führt Dich so spät hierher?" Das waren die ersten und nicht mit dem väterlichsten Tone gesprochenen Worte, die dem Ankömmling entgegentönten.

Doch bevor wir den Leser an dem folgenden Gespräch Theil nehmen lassen, halten wir es für angemessen, ihm erst aus eigener Anschauung ein Bild des Junkers Alfred zu liefern, denn bisher fanden wir

noch keine Gelegenheit, ihn persönlich vorzuführen und nur des Vaters und des Arztes Erzählung hatten ungefähr auf sein Aeußeres schließen lassen.

Sehen wir zunächst, welche Wirkung die unerwartete Erscheinung des späten Besuches auf die versammelten Diener hervorbrachte; denn diese Leute haben einen seltenen Instinkt, die Eigenschaften der Kinder ihrer Herren zu studiren und nach ihnen den Charakter derselben zu beurtheilen. Als das Posthorn in so später nächtlicher Stunde in der Kastanienallee und dann dicht vor'm Schlosse erscholl, stürzte Alles, was noch in Küche und Vorsaal war, dem Wagen entgegen. Unter den Uebrigen fehlte natürlich die Schaffnerin und Friedrich nicht, die, wie müde sie auch von den ungewohnten Anstrengungen des Tages waren, zuerst ihre Neugierde befriedigen und sehen mußten, wen der Postwagen brächte. Als sie aber den so wohlbekannten und jetzt am wenigsten erwarteten Reisenden erkannten, fuhren sie sichtbar erschrocken zurück und blickten sich mit eben so verlegenen wie unheimlichen Gesichtern an. Denn Junker Alfred war eine von den stolzen und ungemüthlichen Naturen, die es nie verstehen lernen oder gar erstreben, die Liebe und Anhänglichkeit eines alten Dieners ihres Vaters zu erringen. Für ihn waren die Diener nur

dazu da, um seine Befehle auszuführen oder seine Wünsche zu erfüllen, sie waren nur Handlanger seines Willens, Maschinen seiner Laune, deren Thätigkeit er nach Gefallen in Bewegung setzte oder hemmte. Wer ihn bediente, das war ihm ziemlich gleich, einer dieser Maschinen mußte wie die andere gehen, einen persönlichen Unterschied hatten sie für ihn nicht, denn ihre Person war ihm kaum dem Namen nach bekannt. Daher war der Baron Alfred, schon als er noch Junker genannt wurde, stets von allen Dienern seines Vaters mehr gefürchtet als geliebt gewesen, man hatte ihm gehorcht, weil man ihm gehorchen mußte, aber aus freien Stücken, aus warmer Anhänglichkeit, aus liebender Fürsorge hätte Keiner auch nur die Hand für ihn ausgestreckt.

Demgemäß war die Wirkung seines plötzlichen Eintretens eine Besorgniß und Angst erregende. Man wußte, daß dieser junge Herr nur dann auf das verhaßte Gut seines Vaters kam, wenn die äußerste Nothwendigkeit ihn dazu zwang. Wie er nun so mit langsamen und gemessenen Schritten, in denen eine mehr angenommene als natürliche vornehme Grandezza lag, aus dem Wagen stieg und in den Flur trat, höchstens auf den ersten Treppenstufen den Zunächststehenden einen guten Abend zubrummend,

dann, ohne irgend Jemand anzuschauen, mit kalter Stimme die Worte sprach: „Ist mein Vater noch munter?“ — da sahen sich Alle unter einander betroffen und fröstelnd an. Am meisten aber schienen die alte Hanne und Friedrich von diesem überraschenden Besuch verstört zu sein, denn sie kannten Junker Alfred genau und von ihnen erst hatten die jüngeren Diener im Laufe der Jahre die nähere Schilderung der Söhne ihres Herrn erfahren.

Kommen wir jetzt endlich auf seine äußere Erscheinung zurück. Baron Alfred war ein Mann von etwa neun und zwanzig Jahren, aber er sah wegen seiner steifen Haltung und seines kalten und finsteren Wesens ungleich älter aus. Er war kleiner als sein Vater, von dunklen Haaren und etwas gelblich bleichem Gesichte, welches alle Härten seines Erzeugers trug, ohne die Milde zu zeigen, die diesem das Alter und manche kummervolle Erfahrung aufgedrückt hatte. Um Mund und Kinn trug er einen kurz geschnittenen dunkelen Bart, der an seinen äußersten Enden etwas in's Röthliche spielte; seine mageren und gleichsam von einem unsichtbaren Fieber abgehärmten Wangen waren eingefallen und zeigten, namentlich um die Schläfe, jene Vertiefungen, die entweder die Wirkung eines ungebändigten Lebens, oder die Zeugen eines

durch Nachtwachen angestrengten Geistes, oder aber die Verräther einer durch inneres Begehren heimlich entzündeten Natur sind. Vor Allem aber sprach sein Auge sein ganzes nur nach einer Richtung entwickeltes Wesen aus. Es brannte düster wie von einer inneren Gluth verzehrt, schaute selten gerade aus und in die Höhe, sondern liebte es, gewissermaßen in Bogenlinien und schiefen Winkeln, zu dem beabsichtigten Gegenstande seiner Aufmerksamkeit zu gelangen. Im Ganzen sah man diesem Gesichte an, daß es weder zum Lächeln noch überhaupt sein Besitzer zum behaglichen Genusse des Lebens und seiner Güter geschaffen war. Kalt, stolz und feindselig blickend, verrieth es den zügellosen Drang eines frühzeitig verdorrten Herzens und die offenbare Verachtung, ja Verhöhnung alles Dessen, was außer seiner Sphäre und seiner Kenntniß lag.

Für diesen, schon in seiner Jugend der Habgier verfallenen Menschen gab es Nichts auf der Welt, als die Sucht, diese seine einzige Leidenschaft zu befriedigen; welche Bahnen zu durchlaufen, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, um zu seinem Zwecke zu gelangen, das hatte ihm nie Kopfzerbrechen verursacht. Ohne Trieb zur ehrlichen Arbeit, ohne Anlage zum ernsten Nachdenken, ohne Neigung, sich mit

sittlichen Interessen und höheren Lebensaufgaben zu beschäftigen, war es allein die Gier nach Geld gewesen, was diese gefühllose Seele mit Fähigkeiten, Schlauheit und nagenden Wünschen erfüllt hatte.

Die Gestalt, auf der dieses so eben geschilderte Gesicht saß, entsprach diesem Gesichte vollkommen. Sie war hager, trocken und bewegte sich in schlangenartigen Windungen vorwärts. Gekleidet war der junge Baron sauber, wie ein feiner Mann, der in der vornehmen Welt zu Hause ist, aber nicht mit jener gesuchten Eleganz, welche einem Stutzer oder auch nur dem von Natur sich gern gefällig darstellenden Menschen eigen ist. Eine gewisse Nachlässigkeit, ein Sichgehenlassen oder vielmehr ein deutlich hervortretendes Ignoriren aller äußeren Verhältnisse sprach sich darin aus, man sah dieser Kleidung auf den ersten Blick an, daß ihrem Besitzer weniger an der Untadelhaftigkeit seiner äußeren Erscheinung gelegen war, als vielmehr, daß die Seele dieses Mannes mehr eine innere, auf einen einzigen Punkt gerichtete Thätigkeit bewegte, daß sie mehr an sich, als an Andere dachte, und daß die ganze große, weite Welt nicht im Entferntesten der kleinen gekünstelten Welt glich, die sich in seinem beschränkten Kopfe und in seinem frostigen Herzen gebildet hatte.

Also mit einem inneren Erschrecken, wie vor einem neuen Unheil, mit zitternder Stimme und gleichsam abwehrend die Hände gegen ihn aufhebend, rief der Baron seinem Sohne zu:

„Wie, Alfred, Du bist es? Was führt Dich so spät hierher?"

„Das ist nicht meine Schuld," erwiderte kalt der vortreffliche Sohn. „Guten Abend, Vater! Wir haben ein kleines Unglück auf der Eisenbahn gehabt und hätten leicht ein größeres haben können. Eine Achse ist gebrochen und Das hat uns um einige Stunden verspätet."

„Also wieder die Eisenbahnen!" dachte der Baron. „Ach, ich habe es ja gleich gesagt, daß der heutige Tag ein Unglückstag für mich ist!" Und nach diesem Eingang gleichsam noch eine andere unglückliche Neuigkeit voraussehend, scheute sich der Vater weiter zu fragen, was ihn überhaupt nach Holzendorf führe, wo er stets, wie wir wissen, ein seltener Gast gewesen war. Aber Dieser selbst beeilte sich, seinen Vater nicht lange in Ungewißheit zu lassen. Denn das Erstaunen desselben weder beachtend noch errathend, fuhr er sogleich in seiner Rede fort:

„Ja, ohne diese Verzögerung wäre ich schon vor

vier Stunden hier gewesen. Sie kam mir selbst sehr ungelegen, da mein Geschäft keinen Aufschub duldet."

„Also ein Geschäft führt Dich hierher? Hm! Nun, das kann bis morgen warten; ich habe heute Geschäfte genug abgemacht und sehne mich nach Ruhe."

„Dann thut es mir leid, daß ich Dich noch einige Minuten von Deiner Ruhe fern halten muß — mein Geschäft duldet nicht den geringsten Aufschub, ich muß morgen mit dem Frühsten wieder abreisen, um Nachmittags auf der Börse zu sein."

„Auf der Börse?" fragte der Baron mit immer mehr wachsender Unruhe. „Und Das sagst Du mir, Deinem Vater? Bist Du denn ein Kaufmann geworden? Pfui!"

„Ereifere Dich nicht, mein Vater, die Sache ist zu wichtig für mich, also auch für Dich, daher laß uns unsere vollkommene Ruhe bewahren. — Nein, ich bin kein Kaufmann geworden — in Deinem Sinne wenigstens nicht — aber ich wer e dennoch auf die Börse gehen, ich muß dahin gehen, verstehst Du?"

„Du mußt? Ach so! Ja, ich verstehe. Dein Freund hat Dich mit den Spekulationen an dieser Börse bekannt gemacht."

„Richtig bemerkt, mein vortrefflicher Freund hat

das wirklich gethan. Er läßt Dich übrigens bestens grüßen und unterstützt im Geiste mit seiner ganzen Beredtsamkeit mein Anliegen bei Dir."

„Was werde ich hören müssen!" dachte der Baron, aber er sagte nichts, sondern stieß nur einen Seufzer aus und setzte sich mit einer Geberde, die den moralischen Zwang, der ihm widerfuhr, nur zu deutlich verrieth, auf seinen Stuhl nieder.

„Ich danke!" beantwortete der Sohn eine Handbewegung des Vaters, der auch für ihn auf einen Stuhl gedeutet hatte. „Ich habe unterweges lange genug gesessen."

„So bleib stehen," murrte der Alte. „Mir wirst Du wohl erlauben sitzen zu bleiben, ich bin müde und brauche morgen nicht auf die Börse zu gehen. Zur Sache — was willst Du von mir?"

„Ich will Deinen Bankier verklagen, Deinen überklugen Agenten, den Herrn Scheitler, der sich anmaßt, sich um Dinge zu bekümmern, die ihn nichts angehen."

„Ach, ist es Das!" dachte der Baron und fühlte sich schon etwas erleichtert. — „Was hat er Dir gethan?" sagte er laut.

„Du hast mir einen Credit bis auf 20,000 Thaler

bei ihm eröffnet — mir und meinem Freunde, dem Grafen Zaretta —"

„Halt;" schrie beinahe der Baron. „Das ist ein Irrthum. Deinem Grafen habe ich nichts bewilligt, nur Dir allein."

„Das bleibt sich ja ganz gleich, mein Vater, ich bin er, und er ist ich — wir handeln in Gemeinschaft — die kaufmännische Welt nennt es in Compagnie."

Der Baron riß die Augen weit auf. Das war ihm etwas zu stark. Er wollte aufbrausen, aber ein lähmungsartiger Druck hatte sich auf sein altes adelstolzes Herz gelegt, welches sich gleichsam schüttelte vor Unwillen, daß sein Sohn in ein Compagniegeschäft getreten war, welches, nicht kaufmännisch genannt, doch sicher nichts anderes als ein kaufmännisches war. „Fahre fort!" sagte er dumpf.

„Wohl! Dieser Credit war noch nicht zur Hälfte angegriffen, da machte der Herr Bankier schon eine knauserige Miene und erlaubte sich, mir zu verstehen zu geben, mit der zweiten Hälfte nicht so verschwenderisch verfahren zu wollen, als mit der ersten."

„Aber Das ist ja ganz unbegreiflich, mein Sohn," sagte der Vater, von einer plötzlichen, ihm unnatürlichen Weichheit übermannt, denn er mußte unwillkürlich an den Arzt denken, der ihn mit seiner für

überflüssig gescholtenen Vorsicht auf dergleichen Ereignisse vorbereitet hatte.

„Was ist Dir unbegreiflich?"

„Daß 10,000 Thaler schon vergriffen sein können!"

„Wie? Was sind denn so ein paar armselige tausend Thaler bei einem Weltgeschäft, wie wir es betreiben wollen? Doch weiter. Ich berief mich auf Deine Aussage, die Du sogar schriftlich bei ihm niedergelegt, und zwang ihn —"

„Wozu zwangst Du ihn?" warf der Baron ein und bedeckte sich, wie um sich vor einem drohenden Anblick zu schützen, mit der Hand seine müden Augen.

„Ich zwang ihn, Dein Wort zu ehren, eines Ehrenmannes und Edelmannes Wort, Deinen fest und sicher ausgesprochenen Willen zu befolgen und mir Deinen Credit ganz zu eröffnen."

„Es ist wahr," sprach der Baron halblaut, als wenn er zu sich selbst spräche, — „das ist richtig. Ich bin ein Ehren- und Edelmann und habe mein Wort gegeben. — Hat er Dir die 10,000 Thaler ausgeliefert?"

„Mit vieler Mühe habe ich sie erhalten, aber er würde Dich davon benachrichtigen, hat er mir gesagt."

„Wann geschah Das?"

„Gestern."

„So werde ich wohl morgen oder übermorgen

diese angenehme Nachricht zu erwarten haben. Hm! Es wird alle Tage besser. Ja, ja — freilich, freilich! — Und nun — nun wirst Du doch zufrieden sein?"

„Nein, mein Vater, noch nicht. Mit Deiner Hülfe werde ich aber hoffentlich zufrieden werden."

„Was willst Du noch?" schnaubte der Baron plötzlich auf und erhob sich wie ein vom Tode erstandener Riese von seinem Stuhle.

„Gerade herausgesagt — ich brauche noch mehr Geld!"

„Noch mehr Geld?" stammelte der Baron und seine Augen traten funkelnd aus ihren Höhlen hervor.

„Ja," sagte der dreiste Junker mit unbeschreiblicher Ruhe, die mehr der Ausfluß seiner natürlichen Herzenskälte als eine künstliche Selbstbezwingung war. „Das große Unternehmen, welches ich, das heißt wir begonnen haben, erheischt Das. Nur mit Großem ist Größeres zu gewinnen. Knauserei zu unrechter Zeit kann das ganze Unternehmen nicht allein sprengen, sondern sogar verderblich machen. Die ersten 20,000 Thaler sind mit Bedacht auf den Markt geworfen und werden zu ihrer Zeit Zinsen tragen — große, mein Vater — Das versteht sich von selbst. Um aber diese 20,000 sicher zu stellen, muß ich noch mehr haben."

„Wer giebt mir Bürgschaft, daß diese neue Summe auf die rechte Weise angewandt wird?"

„Meine Ehre!“ sagte der Sohn mit brutalem Stolze, indem er sich hochmüthig in die Brust warf und die rechte Hand schauspielermäßig auf sein Herz legte.

„Das Wort gab Dir Gott ein!“ rief der Baron. Das ist die einzige Stelle, an der ich zugänglich bin. Wieviel brauchst Du — ich sage absichtlich Du — — denn mit einem Anderen, mag er sein, wer er will, lasse ich mich nicht ein.“

„Ich bürge für meinen Freund — Alfred, Baron Brandau bürgt für den Gräfen Zarretta — ist Dir Das nicht genug?“

Der auf diese Weise durch ein dem Sohne bekanntes Manöver, das seine schwache Seite traf, bewältigte und gewissermaßen in den geschickt ausgeworfenen Netzen eines unerschrockenen Meisters gefangene Baron besann sich eine Weile, dann sagte er noch einmal: „Wieviel brauchst Du, frage ich?“

„10,000 Thaler, mein Vater!“

Kaum war das Wort aus dem Munde des Sohnes, so fuhr der alte Vater wie von einer Natter gestochem in die Höhe. Sein Auge blitzte von unheimlichen, schon zu lange zurückgehaltenem Zorne und seine Fäuste ballten sich krampfhaft.

„Sage mir — als Ehrenmann frage ich den

Ehrenmann —" rief er keuchend, „wie kommst Du gerade auf die Summe von 10,000 Thalern? Du scheinst Dich immer nett und rund in Zahlen gegen mich ausdrücken zu wollen."

„Wie ich darauf komme?" fragte Alfred mit einer wunderbaren Kaltblütigkeit, indem er seine stechenden Augen fest auf dem bebenden Vater haften ließ. „Das ist ein sehr einfaches Exempel. Es ist ja mein Erbtheil der Mutter, welches ich in wenigen Tagen doch in meine Hand bekommen würde — Du siehst, ich verlange nicht einmal mehr als mir gebührt."

Der Baron hatte sich gefaßt, so stark der Schlag gewesen und so unvermuthet er gekommen war. Es lag sogar eine Art Ruhe in seiner Frage, die, obwohl mit bebenden Lippen gesprochen, sich sogleich aus der Tiefe seines Herzens loszulösen schien.

„Wer hat Dir gesagt, daß Dein mütterliches Erbtheil 30,000 Thaler beträgt?"

„O, Das ist ja dasselbe einfache Exempel, wie jenes, mein Vater. Unsere Mutter hat ihren Kindern das Doppelte hinterlassen und Du hast ja nur zwei Söhne."

„Wer sagt Dir Das?" donnerte der Vater den so sicher auftretenden Sohn an.

Diese Frage war der erste Triumph des Ersteren.

Sie beugte die kecke Dreistigkeit des Sohnes um ein Bedeutendes herab. Schnell, blitzartig schnell, ging er verschiedene Combinationen in seinem, in diesem Punkte erfindungsreichen, Gehirne durch, und schließlich konnte er sich nicht verhehlen, daß, wenn im Hintergrunde dieser Frage ein gewisses unerwartetes Etwas schlummere, er sich in seinem blinden Vertrauen auf des Vaters ihn verzärtelnde Gunst in einem argen Irrthume befunden habe.

„Wer mir Das sagt?“ fragte er langsam und unsicher. „Mein Gott, ich weiß es ja nicht anders — Du selbst denkst ja darüber wie ich.“

„Was weißt Du, was ich darüber denke,“ fuhr der Alte auf. „Ich denke, meine Gedanken sind eben meine Gedanken, und kein Mensch auf Erden, als ich selber, darf sich ihrer zu bedienen wagen.“

„Wie? Ich verstehe Dich nicht, mein Vater. — Hast Du etwa Nachrichten, daß der Verschollene noch am Leben ist?“

„Und wenn ich sie hätte?“

Der junge Baron stand verwirrt und erschüttert vor seinem Erzeuger. Das war ihm lange nicht begegnet. Er griff nach dem ihm zunächst stehenden Stuhle und zog ihn an sich heran, wie um sich darauf zu stützen. Dieser Ausfall des alten Kriegers hatte

seine Berechnungen etwas hohl gemacht und seine starre Angriffslinie durchbrochen. „Wenn Richard lebt — ja freilich“, sagte er, „dann — dann —“

„Was dann, dann?“ schmetterte der Alte heraus, der seinen ganzen Muth durch diesen augenscheinlichen Sieg wiederkehren fühlte.

„Dann ist meine und vielleicht — vielleicht sage ich — auch Deine Ehre verloren!“

„Unglücklicher!“ donnerte der Baron den Elenden an, der jetzt wie ein gepeitschter Knabe vor ihm stand. „Unglücklicher, was sagst Du?“

„Was wahr ist!“

„Und wie wäre Das möglich?“

„Die Sache ist einfach die. Ich habe versprochen, die 10,000 Thaler zur Stelle zu schaffen. Sie sind uns nöthig, sehr nöthig. Wir haben uns verpflichtet, sie zu zahlen, und wenn wir zurücktreten, das heißt, nicht leistungsfähig sind — die kaufmännische Welt nennt es zahlungsunfähig — so sind wir ruinirt.“

Der Vater sprang vor, faßte seinen Sohn bei beiden Schultern und schüttelte ihn, wie man einen jungen Baum schüttelt. „Mir — mir sagst Du Das — dem alten Manne, der seine grauen Haare mit Ehren trägt? Der denselben Namen führt wie Du, ja, der Dir den Deinigen gegeben hat?“

„Ich muß Dir Das sagen, um meinen und vielleicht auch Deinen ehrlichen Namen zu retten.“

„O Gott!“ sagte der alte Mann und griff sich mit beiden Händen in seine grauen Haare, während er mit wankenden Schritten durch das Zimmer lief. — „In welche schreckliche Lage kann ein Mensch auf Erden gerathen! Ja, ja, ich sehe es ein. Daß Das aber mir — mir begegnen konnte, ist mir unerklärlich, unbegreiflich, denn das geht nicht mit rechten Dingen zu. — Aber wahr, wahr“, murmelte er vor sich hin — „ihm muß geholfen werden — schon darum, darum — und so sei es! Ha! Jetzt erkenne ich den Segen Gottes erst, den er mir heute gespendet hat. Ich hielt den heutigen Tag für einen Unglückstag, und er war ein Glückstag, denn er brachte mir die Rettung meiner Ehre und meines Namens in's Haus. Erst die Nacht ist unglücklich — die Nacht, in der mir Solches geschehen konnte. — Höre,“ rief er jetzt mit tönender Stimme seinen ziemlich gleichgültig dastehenden Sohn an. „Diesmal will ich Dich retten und ich habe augenblicklich die Mittel in Händen, daß ich es kann, obgleich mir nicht ganz klar ist, ob Du es verdienst. Denn ein anderer Sohn wäre, wenn er sich in Deiner Lage befunden, mit Thränen im Auge und händeringend zu seinem Vater gekommen,

hätte einen Fußfall vor ihm gethan oder wäre in seine Arme gesunken, ihn anflehend, noch einmal sein Retter zu werden; Du aber bist mit gleichgültigem Gesicht, als wenn Du nur ein Dir zustehendes Recht und alltägliche Dinge fordertest, und mit kaltem Herzen vor Deinen Erzeuger getreten und hast ihm gesagt: Gieb das Geld oder verliere Deinen ehrlichen Namen! Das ist in meinen Augen noch schlimmer als das Wort des Banditen: Die Börse oder das Leben! Sieh, ich will auch Das vergessen und vergeben, wie ich Dir schon Manches vergeben habe, denn ich glaubte Dich zu meinem Erben und Nachfolger auf diesem Gute berufen; ich will Dir auch heute helfen und Dir, um Deine Ehre zu retten — denn die meinige ist dabei weniger betheiligt — die 10,000 Thaler geben, die Du zu gebrauchen vorgiebst. Aber ich will sie Dir nicht, wie Du verlangst, von Deines Bruders Vermögen geben, welches weder Dir noch mir gehört, sondern von dem meinigen. Wohlan, so sei es!“

Und er schritt hastig an seinen kleinen alten Schrank, schloß ihn auf und ergriff mit zitternden Händen einige von den Papieren, die ihm heute Mittag die Beamten der projektirten Eisenbahn für die Abtretung seines Herzblutes, seiner schönen Ländereien,

gegeben hatten. „Da,“ sagte er und warf die neuen Scheine auf den Tisch, „nimm sie und Gott segne sie in Deiner Hand. Mein Herzblut klebt nicht sichtbar, wohl aber fühlbar für mich daran. Wasche Deinen Namen und Deine Ehre damit rein, dann werden sie vielleicht nützlicher angewendet sein, als hätte ich sie auf Zinsen gelegt, wie ich wollte, um sie meinen Kindern einst als redlich erworbenes Ersparniß zu hinterlassen. Nimm sie — aber hier setze Dich her und schreibe eine Quittung darüber, daß Du sie von mir empfangen hast, denn ich habe wenigstens noch e i n e n lebendigen Sohn, den ich nicht berauben will und darf. Merke auf — es ist m e i n Eigenthum, was Du hiermit empfängst, nicht das Erbe Deiner Mutter, worüber ich heute noch nicht verfügen kann.“ Bei diesen Worten nahm er schnell einen Bogen Papier aus seiner Schreibmappe und warf ihn auf den Tisch, mit der Hand hinweisend, daß Alfred die Quittung schreibe.

Dieser aber, der nach dem Vorgefallenen kaum noch in den Besitz des begehrten Geldes zu gelangen gehofft hatte, wußte kaum, wie ihm geschah, als er seinen Vater noch im Besitze so großer Geldsummen sah, denn er hatte wohl bemerkt, daß der Baron noch mehrere dergleichen in Händen gehabt und dann rasch

wieder in den Schrank geschlossen hatte. Ein triumphirendes Lächeln, seltener auf seinen Lippen, als die Novembersonne um Abendzeit am Himmel, schwebte um seinen Mund, aber nur einen Augenblick, dann war es wieder verschwunden, um der kalten Gefühllosigkeit Platz zu machen, in die sein ganzes Wesen stets gehüllt war. So schrieb er die Quittung, unterzeichnete sie und steckte dann hastig die zehn Scheine, jeden auf tausend Thaler lautend, in seine Brieftasche. Als er sie aber sicher auf seiner Brust verwahrt wußte, überkam ihn im Gefühle seines Sieges seine alte Zuverlässigkeit und Sicherheit wieder und er bemühte sich, eine Art kindlicher Zärtlichkeit zu zeigen, die ohne Zweifel erheuchelt war. Er ging auf seinen Vater zu, faßte seine Hand, die dieser ihm nur zögernd überließ, und sagte: „ich danke Dir, mein Vater, für Deine Großmuth und Güte. Ich wußte ja, daß ich bei Dir nicht fehl gehen würde. Aber verzeih' mir die Frage, die ich nicht unterdrücken kann: wie kommt es, daß Du so viel Geld oder Geldes werthe Papiere in diesem alten wurmstichigen Schranke aufbewahrst? Wäre es nicht besser, Du ließest Dir, wie wir es gethan, einen eisernen Schrank kommen, dessen Inhalt gegen jeden Diebstahl gesichert —?"

„Halt ein, Knabe, denn Das bist Du noch in

meinen Augen," unterbrach ihn der von Neuem unwillige Vater, der nicht wußte, warum ihm das Betragen seines Sohnes jetzt noch verdächtiger erschien als früher, „halte mich nicht für einen Krämer, wie Du es sammt Deinem Freunde zu sein oder zu werden den Anschein hast, für einen Krämer, der um sein armseliges Geld und Gut schlaflose Nächte hat, weil er jeden Unbekannten für einen Dieb und Betrüger hält. Habe vielmehr größere Ehrfurcht vor Deinem Vater, der, ein Edelmann von reinem Herzen, keinem Anderen Schlimmeres zumuthet, als er selbst zu begehen im Stande ist."

Die Scene zwischen Vater und Sohn war beendet. Letzterer hatte sich nach einigen entschuldigenden Worten entfernt und war von einem Diener auf ein Zimmer geführt worden, welches man schnell für ihn in Bereitschaft gesetzt hatte. Als er hinter dem zaghaften Diener her, der mit einem Lichte voranging, durch den Vorsaal des alten Schlosses seiner Väter schritt, in dem er einen Auftritt hervorgerufen, wie er noch niemals darin stattgefunden, war es todtenstill ringsum und Niemand schien des finsteren Gastes unheimliche Miene zu gewahren, die er in diesem Augen=

blicke zur Schau trug. Dennoch aber sahen ihn zwei wachsame Augen, und diese gehörten der alten Hanne an, die vor Neugierde beinahe starb, zu erfahren, was denn so laut und zu so ungewöhnlicher Zeit zwischen Vater und Sohn verhandelt sei. Als sie den schwarzgekleideten Mann, der feine weiche Stiefel trug, wie sie in Holzendorf nicht Mode waren, gleich einem Schatten durch den Vorsaal gleiten sah, schauerte sie zusammen, als hätte sie ein Gespenst gesehen, und unwillkürlich sagte sie zu sich, als sie gleich darauf zu Bette ging: „Der arme Baron! Ich will wetten, daß der heutige Abend ihm das Sauerste vom ganzen Tag gewesen ist. — Wie Junker Alfred so unheimlich dahin schlich! Hu! Warum muß ich immer zittern, wenn ich diesen Menschen ansehe? Ja, mir läuft es eiskalt über den Rücken, wenn ich sein bleiches Gesicht und sein brennendes Auge erblicke. Na, sieh Dich vor, Mann! Du bist ein jüngerer Sohn des Hauses und alle jüngeren Söhne hat noch der Teufel auf irgend eine Weise gepackt. Wenn mir Einer sagen könnte, was Der für ein Ende nimmt, ich würde ordentlich ruhig sein. Puh! Mich friert, und doch sind wir im heißen Juli!" —

Unterdeß aber war der Baron selber noch in seinem Zimmer geblieben. Der so mühselig verbrachte Tag und diese letzte nächtliche Scene hatte sein Nervensystem erschüttert und seine eiserne Widerstandskraft gebrochen. Er saß zusammengesunken auf seinem Sessel und stierte mit gläsernem Auge vor sich hin, als suche er in dem trüben leeren Nichts einer gespenstischen Schattenwelt umher. Was er eigentlich dachte, er wußte es selber nicht, und er wollte es auch nicht wissen. Wie dämonische Luftbilder tanzten die Ereignisse des Tages vor ihm auf und nieder, und das Benehmen seines so sehr geliebten Sohnes, des dereinstigen Erben von Holzendorf, stellte sich Zug für Zug und Wort für Wort noch einmal vor ihm dar. Wie er so da saß, die Kerzen auf den Leuchtern immer tiefer brannten, die Dochte immer länger glühten und die schwachen Flammen düstere Streiflichter durch das große, hohe Zimmer warfen, hätte man ihn im Schooße des weiten Lehnstuhls für den alten Ahnherrn des freiherrlichen Hauses halten können, der die Sünden seiner Väter und die Gebrechen seiner Kinder vor seiner Seele vorüberflattern läßt. Und in der That, er schaute zugleich in die düstere Vergangenheit und in die dunkle Zukunft hinein und ein unerklärlicher Schauer durchrieselte sein ganzes Gebein. Plötzlich

fuhr er zusammen, als hätte ihn ein Schreck erfaßt, aber es war nur ein freudiger Lichtblitz, den ihm ein guter Geist zugeworfen, während er in Hoffnungslosigkeit zu versinken schien. Rasch erhob er sich, schüttelte das Grauen ab, welches seine Seele umfangen hielt, streckte die bebende Hand nach einem Leuchter aus und schritt auf die Tapetenthür zu, die in das Nebengemach führte. Schon stand er mitten darin und schaute sich suchend nach allen Seiten um, als hoffte er aus irgend einer Ecke einen Engel der Rettung auftauchen zu sehen. Auch hatte er sich nicht vergebens umgeschaut, denn kaum hatte er sein Auge auf die Vorhänge des Bettes gerichtet, hinter denen er jenen Engel vermuthet, so theilten sie sich von selber und, in ein leuchtendes Nachtgewand gehüllt, trat ein liebendes Wesen hervor, schlang zwei schneeweiße Arme um seinen Nacken und drückte ihn liebevoll und lebenswarm an eine von Mitgefühl wogende Brust.

„Marie!" rief er schluchzend — „Hast Du gehört?"

„Still, still, mein guter, theurer, armer Oheim; komm und setze Dich zu mir, ich will Dir die Sorgen wegküssen, welche Deine Kinder auf Dein graues Haupt wälzen."

„O Gott, o Gott, wie glücklich bin ich, daß ich Dich hier habe — habe ich recht gehandelt, Marie?"

„Das hast Du. Du mußtest ihm helfen, sonst wäre vielleicht noch etwas Schlimmeres geschehen.“

Der Baron hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Ohne hörbare Bewegung sank Marie dicht an seine Seite nieder, stützte die glänzenden Ellbogen auf sein Knie, sah ihm liebevoll in die Augen, und indem sie mit ihren zarten Händen seine bärtige Wange liebkoste, flüsterte sie ihm besänftigende Worte zu, wobei seine Brust sich allmälig immer leichter hob, immer leisere Seufzer ausstieß, bis er endlich den wohlthuenden Seelenfrieden ganz in sein Herz eingezogen fühlte, den das sanfte Wesen an seiner Seite gleich einer Erscheinung des Himmels herbeizuzaubern verstand.

Am nächsten Morgen herrschte in dem gutsherrlichen Schlosse eine ungewöhnliche Stille. Alles schien von den Anstrengungen des vergangenen Tages länger als gewöhnlich sich erholen zu müssen. Die Diener und Mägde, welche die alltäglichen Geschäfte zu besorgen hatten, traten leiser als gewöhnlich auf; sie sagten sich, daß ihre Herrschaft der Ruhe bedürfe, da sie nach einem so ermüdenden Tage eine noch aufregendere Nacht zugebracht hatte. Denn die Ereignisse

zwischen den einzelnen Gliedern einer Familie, so leise und insgeheim sie auch betrieben werden mögen, bleiben den Dienern in der Regel nie lange verborgen. Außer daß sie scharfe Augen und Ohren haben, besitzen sie auch ein instinktartiges Ahnungsvermögen, womit sie die Glücks- oder Unglücksereignisse errathen, die sich innerhalb des Familienkreises zutragen.

Gleich nach fünf Uhr erhob sich zuerst der Sohn des Hauses. Er hatte eben so wenig des erquickenden Schlafes genossen, wie sein Vater und seine Cousine. Die rastlose Wühlerin in seiner Brust hatte seine Augen offen und seine Leidenschaften thätig erhalten, er sah sich von Neuem mit Mitteln versehen, um seine Laufbahn, zu welchem Ende sie nun bestimmt sein mochte, weiter zu verfolgen, eine Laufbahn, die auch wir später aus eigener Anschauung kennen lernen werden. Er kleidete sich rasch an; für den blühenden Garten seines väterlichen Hauses, der vor seinem Fenster ausgebreitet lag, in welchem die Vögel munter ihr Morgenlied sangen und der frische Luftzug des neuen Sommertages Blätter und Blüthen bewegte, hatte er kein Ange. Er sah nichts, er hörte nichts als die fieberhaften Eingebungen seiner einzigen, dämonisch ihn beherrschenden Leidenschaft; denn ihm war, wie allen Leuten seiner Art, die offen daliegende

Welt verschlossen, als wäre sie ein Geheimniß mit tausend unlösbaren Siegeln. Die heiteren Dinge des Lebens, den Scherz und die Lust der Jugend, den durch strebsame Anstrengung eines geregelten Fleißes wohlverdienten Genuß des Daseins kennen sie nicht; sie wissen nichts von der Süßigkeit des lohnenden Bewußtseins, mit Sorge und Mühe einen edelen Vorsatz ausgeführt zu haben. Fieberhaft aufgeregt taumeln sie beständig unter den phantastischen Gestaltungen ihrer exaltirten Leidenschaft dahin und drängen in Ueberstürzung dem Ende aller Dinge entgegen, als gälte es nicht, ein würdiges Ziel zu erreichen, sondern einzig und allein alle Hindernisse ihres ziellosen Bestrebens gewaltsam niederzureißen.

Fast zugleich mit ihm erhob sich sein ruheloser Vater. Wenige Stunden nur hatte er auf seinem Lager gelegen, aber kein Schlaf war in seine müden, von brennenden Thränen gerötheten Augen gekommen. Als die goldene Sonne über dem Horizont emporstieg und die Fenstervorhänge seines Zimmers rosig schimmern ließ, verließ er heute wie an jedem anderen Tage sein Bett, denn er gehörte zu jenen von der Natur begabten Organisationen, die keines zwölfstündigen Schlafes bedürfen, um sich erquickt und zu neuen Thaten aufgelegt zu fühlen.

Aber langsamer denn gewöhnlich erhob er sich heute. Das eben erst überwundene Drangsal der letzten Nacht lag centnerschwer in allen seinen Gliedern und drückte lähmend sein sonst so energisches Herz zusammen. Geheimnißvoll wie das Spiel eines wüsten Traumes lagerte ein Nebel vor seinen Augen, der ihm die Aussicht in die Vergangenheit trübte und leider auch die in die Zukunft verschleierte. Ohne, wie sonst, Friedrich durch seine Glocke herbeizurufen, kleidete er sich langsam an und erst als er fertig war, öffnete er ein Fenster und sog mit lechzender Brust den frischbelebenden Athem der Morgenluft ein. So stand er längere Zeit, schaute den blauen Himmel, das sanfte Grün der Bäume und die vom Thau benetzten Blumen an, aber er sah in der That von allen diesen Dingen nichts. „Wenn nur der Doktor heute nicht kommt," flüsterte er in sich hinein — „ich kann ihm diesmal nicht mit gutem Gewissen entgegentreten. Er gewinnt immer mehr Recht, als ich — o wie sehr!" — Endlich wandte er sich, um seinen Diener herbeizurufen. Als dieser noch halb schlaftrunken bei ihm eintrat, wunderte er sich, seinen Herrn schon angekleidet zu finden. Er ward beauftragt, das Frühstück zu bringen — nach seinem Sohne jedoch wagte der Vater nicht zu fragen. Ehe der Diener

aber wieder hinausging, blieb er an der Thür stehen. „Der junge Herr Baron,“ sagte er leise, „wünscht von Ihnen Abschied zu nehmen, gnädiger Herr.“

„Hat er schon gefrühstückt?“ fragte der Baron mit nach dem Fenster gekehrtem Gesichte.

„Ja, schon vor einer halben Stunde und die Pferde sind auf seinen Befehl schon vor den Wagen gelegt.“

Der Baron winkte mit der Hand und Friedrich verließ ihn. Nach einigen Minuten trat Alfred ein. Er war bleicher noch als am vorigen Tage, oder vielmehr gelber, seine Augen geröthet wie bei einem Menschen, der die Nacht durchwacht oder vertrunken hat. Dennoch lag in seinem heutigen Wesen und Benehmen der Ausdruck einer inneren Zufriedenheit, wie bei Jemandem, der seine schwierigsten Pläne glücklich vollführt vor sich sieht.

„Guten Morgen, Vater,“ sagte er mit seiner gewöhnlichen kalten Stimme. „Darf ich mir Deinen Wagen bis zur Eisenbahnstation ausbitten?“

„Die Pferde stehen ja schon davor,“ entgegnete der Vater, ohne von der Erde aufzublicken, als hätte er einen Fehler begangen, den sein Sohn zu rügen gekommen wäre.

„So will ich mich Dir empfehlen!“ sagte er und trat einen Schritt näher heran.

„Lebe wohl und vergiß nicht, was Du versprochen hast.“

Alfred erhob die Augen, als wollte er fragen, was er denn versprochen habe.

„Denke an Deine und meine Ehre!“ sagte der Vater mit wehmüthigem Tone.

„Gewiß werde ich das.“

„Es ist schade, daß Du nicht länger hier bleibst — Deine Cousine Marie ist gekommen.“

„Marie? Meine Cousine?“ fragte Junker Alfred erstaunt und wußte wirklich nicht, wer diese Cousine sei.

„Meiner unglücklichen Schwester, Clotilden's von Steinach, einzige Tochter,“ erläuterte der Vater.

„Ah! Die kleine Verrückte? Aus dem Irrenhause?“

„Schweig, oder mäßige wenigstens Deine Ausdrücke über diese liebenswürdige Dame. Sie ist weniger verrückt als Du denkst, obschon sie aus einem Irrenhause gekommen ist.“

„Ah — so! Dann wird sie ja wohl auch die Besitzerin ihres nicht unbedeutenden Vermögens? Wieviel hat sie doch?“

Der Vater warf auf den geldgierigen Sohn nur

einen Blick, aber dieser Blick schloß eine ganze philippische Rede in sich. Er drang dem kalten Egoisten bis in's innerste Herz, und alle Blutwellen, die dieses *trockene* Herz übrig hatte, wälzten sich nach seinen Wangen und brachten wenigstens einen Schimmer von röthlicher Farbe hervor.

„Lebe wohl!“ sagte darauf der Vater und wandte sich von dem Unwürdigen ab, den er gegen den Arzt vor wenigen Tagen so übermäßig gelobt hatte.

„Willst Du mir nicht Deine Hand reichen?“ fragte er, indem er dieselbe schwebend nach dem Vater ausgestreckt hielt, aber sich nicht von der Stelle bewegte.

„Da ist sie!“ sagte dieser ernst und trat nun selbst seinem Sohne um zwei Schritte näher.

Kalt war der Gruß des Vaters, aber viel kälter noch der des Sohnes. Einen Augenblick später hatte der Letztere das Zimmer verlassen, war raschen Fußes durch den Vorsaal geeilt, hatte keinem der Diener ein freundliches Wort gegönnt, sondern war spornstreichs in den Wagen gesprungen, der ihn schon vor der Thür erwartete und durch das Rollen seiner Räder auf den Quadersteinen des Hofes dem ganzen Hause die Abreise des unheimlichen Gastes verkündete.

„Keinen Dank hat seine Lippe gesprochen!“ murmelte der Vater, als er dieses Rollen der Räder vernahm. „Keinen Dank! Ach, wann dankt ein Sohn wohl seinem Vater so, wie er es nach Gottes Geboten und seinem eigenen Gewissen sollte! Und Dieser hätte doch Grund genug dazu gehabt!“ —

Neuntes Kapitel.

Junker Georg.

Die sobald wieder erfolgte Abreise des jungen Barons hatte die Gemüther der Bewohner des Gutshofes von einem unheimlichen Drucke befreit, der auf Allen gleichmäßig gelastet hatte, obwohl die meisten von ihnen nur in geringe Berührung mit ihm gekommen waren. Denn sehr bald hatte sich das Gerücht unter der Dienerschaft verbreitet, der junge Herr habe ein großes Vermögen durchgebracht und der Vater habe die Schulden mit Aufopferung beträchtlicher Summen bezahlen müssen, was einen heftigen Auftritt zwischen Beiden hervorgerufen. Da wir wissen, was Wahres an diesem Gerüchte war, welches seit der letzten Nacht in allen Scheunen und Kammern besprochen wurde und bereits seinen Eingang in die Häuser des Vorwerks, des Försters und Pförtners,

gefunden hatte, so brauchen wir uns nicht länger dabei aufzuhalten, nur müssen wir als eine natürliche Folge desselben berichten, daß alle Leute vom Gesinde, die an diesem Tage mit dem alten Baron in Berührung kamen oder ihm zufällig begegneten, ihn mit größerer Wärme grüßten und mit ergebenerer Ehrerbietung die Mütze zogen, denn je. Sie Alle dauerte der alte Herr, so streng er auch sonst gegen seine Untergebenen war und so schmerzlich sein willkürliches Eingreifen in alle Verhältnisse oft empfunden wurde. Wenn ein Herr aber sonst gut und bisweilen nur freundlich ist, so wird man finden, daß sein Gesinde sich mit Begeisterung um ihn schaart, falls ihm etwas Widerwärtiges begegnet. So leicht die Dienerschaft auf einem großen Gute, welches eine reiche und vornehme Familie bewohnt, für dieses oder jenes Mitglied derselben Partei ergreift und darin besonders das jüngere Geschlecht mit seiner Vorliebe begünstigt, so fand doch hier gerade das Gegentheil statt. Alle standen auf Seite des Vaters, denn Junker Alfred war ihnen von jeher mißliebig gewesen, zumal er zu keiner Zeit einen Antheil an irgend einer Persönlichkeit im Hause verrathen und sogar die Schaffnerin und den alten Friedrich niemals eines freundlich dankenden oder begrüßenden Wortes gewürdigt hatte.

Der alte Baron selber athmete aus tiefer Brust auf, als er sich überzeugt hatte, daß er wieder allein und Herr in seinem Hause sei; auch sein augenblicklich dringendster Wunsch, den Doktor an diesem Morgen nicht zu sehen, sollte erfüllt werden, denn derselbe war diesen ganzen Tag in einer entfernt liegenden Gegend in seinem Berufe thätig. Als er daher sein Frühstück eingenommen, einige Notizen in seinen Papieren gemacht und verschiedene unangenehme Bemerkungen seinem Kassenbuche einverleibt hatte, ging er in den Garten, um sich in den warmen Strahlen der Sonne zu erlaben und die Sorgen, die er im engen Hause erfahren, im weiten Schooß der Natur den Winden und Lüften Gottes zu übergeben. Und in der That, als er die Lerchen wirbeln sah und ihren süßen Gesang über seinem Haupte schwirren, als er den Wind durch die Blätter seines Parkes rauschen hörte und den Frieden gewahrte, der auf Flur und Landschaft lag, wurde er, wenn nicht heiter, doch wieder ruhig gestimmt. Dennoch aber kam ihm Garten und Park noch zu eng vor, er sehnte sich weiter hinaus in das freiere Land und hoffte im Stillen, seine Nichte werde seinem Wunsche beistimmen und ihn zu den Arbeitern begleiten, die an diesem Tage den ersten Spatenstich zum Baue der neuen Eisenbahn auf seinem Grund und Boden thun sollten.

Während er aber den Entschluß faßte, Marie zu diesem etwas weiten Spaziergange aufzufordern, wurde die Luft plötzlich bewegter, der Wind drehte sich nach Westen herum und jagte erst eine kleine Schaar bleigrauer Wolken, dann aber einen ganzen nebelverhangenen Horizont herauf. Etwas eingeschüchtert durch die unerwartete Störung, kehrte er in's Haus zurück und suchte Marie auf, die in ihrem Zimmer saß und mit der alten Hanne einige Dinge besprach, die nur für Frauen von Werth sind, denn die gute Alte hatte sich erlaubt, die junge Baroneß darauf aufmerksam zu machen, daß es nöthig sein werde, einige Aenderungen und Vermehrungen in ihrem Kleidervorrathe eintreten zu lassen, der, noch seinen Ursprung aus dem entlegenen Irrenhause verrathend, den Anforderungen, die man in dieser Gegend des Landes an eine Dame ihres Standes und Alters machte, nicht mehr zu entsprechen vermochte. Kaum aber hatte sie den Wunsch ihres Oheims vernommen, so warf sie, was sie in der Hand hielt, bei Seite und erklärte sich bereit, ihn zu begleiten, wohin er nur wollte und wenn es eine Meile weit wäre.

Da fing es erst leise an zu tröpfeln und gleich darauf ergoß sich ein feiner Sprühregen vom Himmel, der, so erquickend er auch für die dürstende Flur war,

doch dem Wunsche des Barons diesmal sehr ungelegen kam.

„Das ist ärgerlich," sagte er, an ein Fenster in Marie's Zimmer tretend und in den Garten hinaus schauend; „das ist sehr ärgerlich; ich wäre so gern zu den Arbeitern gegangen und hätte dem Anfang ihres Werkes mit beigewohnt."

Die alte Hanne, die gegenwärtig war und vor einem Vorrath von neuen Kleiderstoffen stand, die mit der Post aus der Residenz gekommen waren, um am nächsten Tage den Händen einer geschickten Nähterin übergeben zu werden, wunderte sich, daß der Herr Baron plötzlich so begierig auf die Arbeiten an der Eisenbahn war, die er doch früher oft und laut genug verwünscht hatte. Aber die gute Frau wußte nicht, daß diese Eisenbahn ihrem Herrn in einem ganz anderen Lichte vor Augen getreten war, seitdem sie ihm Gelegenheit gegeben, seiner Familie einen Dienst zu erweisen, der, je länger er ihn im Stillen überlegte, ihm immer nothwendiger und zuletzt wie die Erfüllung einer natürlichen Pflicht erschien. Ihre Verwunderung indeß für sich behaltend, glaubte sie nur die Meinung äußern zu dürfen, daß der Herr Baron mit dem gnädigen Fräulein ja zu den Arbeitern fahren könne, wenn er wegen des Regens nicht gehen wolle.

„Fahren?“ sagte der Baron mit gerunzelter Stirn, den lauten Gedankengang der Alten auffassend, „Womit denn? Etwa in der großen Kutsche? Ich danke!“

„Ja so!“ dachte die Schaffnerin, hütete sich aber wohl, diesen Gedanken laut zu äußern, „die offene Chaise bringt ja den jungen Herrn nach der Eisenbahnstation!“

„Warum wollten wir denn fahren“, ergriff endlich Marie das Wort und trat schmeichelnd ihrem Oheim näher, in dessen Arm sie den ihrigen legte. „Laß uns doch gehen, mein Oheim, ich begleite Dich gern.“

„Es regnet, mein Kind“, erwiderte dieser und zeigte auf den trüben Himmel, der sich immer finsterer zu färben begann.

„O, der Regen thut mir Nichts. Ich gehe sogar gern im Regen, wenn er nicht zu stark ist. Als ich noch in M... war, kehrte ich mich nie an das Wetter und ich bin gewöhnt, mich bei jeder Witterung im Freien aufzuhalten.“

„Aber Du wirst naß werden, der Weg ist weit und der Erdboden weicht sich allmälig auf.“

„Das schadet Nichts. Ich nehme festes Schuhwerk, meinen Regenmantel und meine Capuze — zum Nothfall nimmst Du den Schirm und wir sind fertig.“

„Ich liebe nicht die Spaziergänge mit Schirmen," sagte der Baron, obgleich schon im Gedanken erheitert, da ihm die Möglichkeit des gewünschten Spazierganges näher vor Augen rückte.

„So lassen wir ihn zu Hause, mein Oheim, oder ich nehme ihn selbst."

„Ich weiß auch da Rath," meinte die Alte. „Friedrich geht mit und trägt den Schirm für den Fall, daß er nothwendig werden sollte."

„Das ist ein vernünftiges Wort," rief der Baron frohlockend. „Auf denn und machen wir uns fertig, Marie." —

In wenigen Minuten waren denn alle Drei gerüstet und bald sah man das seltsame Paar durch den Garten schreiten, der alte Baron in seinen Regenrock gehüllt, Marie die Capuze über den schönen Kopf gestülpt und die feinen Knöchel vorsichtig über die nasse Erde bewegend, während Friedrich, zwei Schirme unter dem Arme tragend, in gemessener Entfernung hinterher trottete. —

Es liegt nicht in unserem Interesse, die Spaziergänger auf ihrem weiten und schlüpfrigen Wege zu begleiten; wir wollen nur berichten, daß der Baron seine Absicht erreichte, daß er durch den Gang und

das Gespräch der Nichte aufgeheitert gegen Mittag zurückkehrte und, nachdem sich Alle mit trockenen Kleidern versehen, wohlgemuth an den Tisch setzte, um, wie es bei ihm in guten Tagen der Fall gewesen, mit heiterer Unbefangenheit seine Mahlzeit zu halten.

Aber es schien ihm nicht vom Schicksal bestimmt, den so schwermüthig begonnenen und so heiter gewendeten Tag in vollkommener Behaglichkeit zu beschließen. Ein neues und eben so wenig vorhergesehenes Unwetter, als das frühere, war schon im Anzuge, wenn gleich es für den Augenblick nicht ganz den traurigen Ausgang versprach, den jenes genommen hatte.

Der Baron saß mit der jungen Dame des Hauses bei Tisch. Letztere bemühte sich mit ihrem so reichen Vorrathe von Mittheilungen und Erzählungen, die allerdings gewöhnlich einen traurigen Gegenstand betrafen — was sie selbst zu bemerken indeß nicht in der Lage war, da sie in dieser Hinsicht nicht das Vorurtheil der Menschen theilte — die Zeit zu verkürzen und den von schweren Gedanken sichtbar gepei-

nigten Oheim aufzuheitern. Ihrem munteren Geplauder, — ihr sonst nicht eigenthümlich, aber jetzt ein nothwendig gewordenes Mittel, ihren wohlwollenden Zweck zu erreichen — war dies während der Mahlzeit beinahe vollständig gelungen. Der Baron speiste mit Appetit und schlürfte mit sichtbarem Wohlbehagen seinen Burgunder, von dem mitunter zu nippen Marie weislich nicht unterließ, weil es ihm stets ein besonderes Vergnügen gewährte; denn wie alle Kenner und Liebhaber jenes Labsals der Menschheit, sah er es gern und fühlte er sich geschmeichelt, wenn seinem Keller Ehre erwiesen wurde. So war man denn an den Nachtisch gelangt, den der Baron in glücklichen Tagen stets sehr liebte, weshalb er auch niemals an seiner Tafel fehlen durfte, wenn er zum Plaudern und Genuß der Gegenwart aufgelegt war. Die alte Hanne hatte für gewürzige Walderdbeeren gesorgt und schon der Duft der ersten Himbeeren machte sich im Zimmer bemerkbar. Marie legte dem Hausherrn die ausgesuchtesten Früchte vor und wußte sie ihm noch mehr mit freundlichen Worten zu versüßen, was der Baron dankbar sich gefallen ließ. Er wurde immer gesprächiger, vergaß mehr und mehr die Vorfälle des letzten Tages und wandte sich mit erneuerter Hoffnung einer lichteren Zukunft zu.

„Marie," sagte er mit bewegter Stimme, nachdem er das geliebte Mädchen eine Weile wohlgefällig betrachtet hatte, und streckte seine Hand über den Tisch fort, um die ihrige sanft zu fassen, „ich muß es Dir sagen: Du bist mir zum wahren Troste hierhergekommen. Ich fühle eine Dankbarkeit gegen die Vorsehung und auch gegen Dich darüber, wie ich sie nie gefühlt habe. Weiß es Gott! Früher habe ich nie die Einsamkeit empfunden, die auf diesem Hause ruht, aber seitdem Du bei mir bist, kann ich nicht begreifen, wie ich es so lange habe allein aushalten können. Der Umgang mit dem Verwalter betraf nur das Gut, die alte Hanne und Friedrich waren gar nicht in Anschlag zu bringen, ich war also fast immer allein und um so fester von den Sorgen meiner Familie umstrickt."

„Du vergissest den guten Doktor, mein lieber Oheim!"

„Ja, da hast Du Recht. Aber der Doktor wohnte ja nicht bei mir, er kam nur besuchsweise dann und wann auf eine halbe Stunde, Du aber bist immer bei mir und zu jeder Zeit des Tages kann ich Dich finden, falls Du nicht auf dem Berge bei den Gräbern bist. Dahin gehe ich nicht gern, wie Du weißt, und selbst Dich macht der Besuch daselbst jedesmal traurig."

„Nein, mein guter Oheim, er macht mich nicht

traurig, vielmehr erhebt er mein Herz zu Gott, der die Lebendigen beschützt, wie er die Todten in seinen Schooß aufgenommen hat. Ich muß oft bei ihnen sein; glaube mir, daß das gut für mich ist. Ich erinnere mich da nur zu lebhaft an die heiligen Pflichten, die ich auf Erden zu erfüllen habe, und wenn ich in diesen einsamen Augenblicken der Dahingegangenen, der Unglücklichen und Verlassenen gedenke, die hinter mir in meiner ersten Heimat geblieben, so gedenke ich doch auch mit Hoffnung der Lebenden, und gerade an Dich denke ich dabei am meisten."

Ihr Blick bei diesen einfachen Worten drang dem bewegten Manne tief in das Herz; er fühlte den Gedanken, den Marie verschwiegen, und er las zwischen ihren Worten mehr, als sie gesprochen hatte.

„Ich glaube es, mein Kind, ja, ja! Ich habe es auch recht nöthig, daß Du liebevoll an mich denkst, denn Du hast ja selbst gesehen, wie Andere an mich denken."

Dahin wollte Marie das Gespräch nicht gelenkt haben. Sie rückte ihren Stuhl an die Seite des Barons, legte ihre Hand auf die seinige und ließ ihren schönen Kopf gegen seine Schulter sinken. So saß sie eine Weile schweigend und sinnend, wie sie

den Sturm beschwören solle, der wider ihren Willen daher gebraust kam.

Plötzlich ergriff sie wie durch innere Eingebung das Glas des Oheims und führte es langsam an ihre rosigen Lippen, in ihrer bisherigen Lage verharrend. „Oheim," sagte sie innig und drückte sich fester an die Schulter desselben, „ich trinke auf Dein Wohl! Mag nie ein Tag wie der gestrige in Deinem Leben wiederkehren — sieh, ich trinke das Glas aus bis auf den letzten Tropfen — nun aber sei er auch vergessen und niemals belaste er unser Herz mehr!"

„Kind, mein Kleinod," rief der Baron in freudiger Wehmuth — „Du bist ein Engel!" Und er küßte sie herzlich und wiederholt. „Höre," sagte er dann, „Du hast da ein köstliches Wort gesprochen. Ich fühle ordentlich, wie es mir in das Herz hinabsteigt und wie sich dies alte Herz vor Freude und Stolz darüber dehnt. Aber Du trinkst da den herben Wein, als wäre er mit Zucker versüßt. Warte einmal, ich habe da noch eine alte Sorte im Keller — hundertjährigen Tokayer — ach Gott, er stammt noch von meinem guten Vater her — den will ich uns bringen lassen und dann wollen wir Deinen Wunsch noch einmal wiederholen. Willst Du?"

„Ich will Alles, was Du willst — ja!" Und

schon hatte sie zur Glocke gegriffen und laut geschellt, wie es der Oheim that, wenn er schnell Jemand verlangte. Aber Niemand erschien, dem Wunsche von Oheim und Nichte zu entsprechen. Friedrich, der zu allen Tageszeiten aufmerksame und besonders zur Tafelstunde unermüdliche Friedrich, ließ diesmal so gut auf sich warten, wie die Anderen.

Der Baron harrte eine Weile geduldig, dann griff er noch einmal zur Glocke und schellte in einer Art, daß Niemand, der im Hause war, auf diesen Ruf einen Augenblick gezögert hätte, sogleich vor dem Gutsherrn zu erscheinen.

Aber auch diesmal regte sich kein Fuß vor der Thür, dem überlauten Geklingel zu folgen.

Marie wollte selbst aufspringen und hinauseilen, um die Zögerung aufzuklären, aber der Baron hielt sie bei der Hand fest und sagte in seinem gewöhnlichen hastigen und beinahe strengen Tone: „Bleib' sitzen; wir wollen doch sehen, was Das zu bedeuten hat!“

In diesem Augenblicke ließen sich eilige Schritte im Vorsaal hören, die Thür des Herrenzimmers ward ungewöhnlich heftig aufgerissen und über die Schwelle schritt, erschrockenen Angesichts, der alte Friedrich. Augenscheinlich war er übermäßig schnell gelaufen,

denn sein Athem keuchte hörbar und kaum vermochte er die abgerissenen Worte vorzubringen: „Ach, Herr Baron — es kommt — schon wieder ein neuer Besuch!“

„Wer ist es?“ rief der Baron mit ebenfalls stockender Stimme, indem er erschrocken in die Höhe fuhr und dem Luft schöpfenden Diener entgegen trat.

„Ach, mein Gott, es ist — glaube ich — der Junker Georg. Er ritt ein Miethspferd — aber das alte Thier konnte nur — bis zum Försterhause laufen — da ist es zusammengestürzt und der Junker mit ihm —“

„Was!“ schrie der Baron, dem unwillkürlich sein Familiengeschick in's Gedächtniß kam — „Ist er verunglückt?“

„Nein, gnädiger Herr, er kommt ganz gesund die Kastanienallee heraufgegangen — und ich bin nur so rasch gelaufen, um es Ihnen so schnell wie möglich anzuzeigen.“

Kaum hatte sich nach Empfang dieser günstiger lautenden Nachricht der Baron von seinem ersten Schrecken erholt, als ihn schon ein zweiter erfassen zu wollen schien. Denn was sollte dieser abermalige, unter gewöhnlichen Umständen so seltene Besuch seines Sohnes, den sein Dienst in der Residenz festhielt, be-

deuten? Früher war er immer nur mit einer größeren Gesellschaft seiner jungen lebenslustigen Freunde erschienen und heute kam er, so ganz unangemeldet, allein? Den schon so hart geprüften Vater graute es, ein neues Unheil oder wenigstens einen unerwarteten tollen Streich seines jüngsten Sohnes zu vernehmen. Da es sein Lieblingssohn war, so that er ein Uebriges und wollte ihm in Person entgegengehen, um ihn willkommen zu heißen, als er eine auffallend laute Stimme mit einem herben, aber doch freundlich klingenden Tone die im Vorsaale zusammengelaufenen Diener begrüßen hörte. Das war die Stimme des Junkers Georg, ja, und sie klang heiter und zeugte von bester Gesundheit. Während der Baron Solches flüchtig bedachte, hatte sich Marie plötzlich aufgerafft und war wie im Fluge, ohne daß der Baron sie zurückzuhalten versucht, hinter der Tapetenthür des Nebenzimmers verschwunden. Kaum aber war diese Thür geschlossen, so öffnete sich die vom Vorsaal herein führende und Junker Georg warf sich seinem ihm entgegentretenden Vater mit überlauter Begrüßung in die Arme. —

Lieutenant Georg von Brandau, früher und zum Theil noch jetzt von den alten Dienern des Hauses Junker Georg genannt, war allgemein als der Lieb-

ling des Vaters bekannt, mit dem er in Betreff der Gesichtszüge die meiste Aehnlichkeit vor seinen Brüdern hatte, dem er aber an adliger Haltung, an ruhiger Würde und achtunggebietendem Wesen bei Weitem nachstand, denn er war um einen halben Kopf kleiner, von geschmeidiger, wenn nicht zarter Gestalt, und von einer seltsamen Beweglichkeit, die hart an Unruhe streifte. Obgleich der alte aristokratische Stolz der ahnenreichen Familie auch in ihm stark ausgeprägt war, so hatte derselbe doch eine viel gefälligere Außenseite angenommen, als bei seinem um vier Jahre älteren Bruder Alfred. Er sprach doch wenigstens mit den Dienern, begrüßte sie, wenn er kam, und sagte ihnen Lebewohl, wenn er ging. Seine Anforderungen an ihre Kräfte und an ihren guten Willen waren freilich bisweilen etwas stark, aber man gehorchte ihm eben als dem Liebling des Barons ziemlich willig. Eine wahrhafte Zuneigung, wie man sie oft bei den Dienern eines altadeligen Hauses gegen die Sprößlinge ihrer Herrschaft findet, fand allerdings auch hier nicht statt, keiner der alten Diener, nicht einmal Friedrich und die Schaffnerin, liebte ihn aufrichtig, dazu war ihnen Junker Georg, namentlich mit dem so überaus freundlichen Bauernjunker verglichen, stets zu hochfahrend, zu leichtfertig, zu fest be-

stehend auf seinen privilegirten Vorrechten gewesen. Da man aus alter Erfahrung seine Vorliebe für abenteuerliche und tolle Streiche kannte, auch wußte, daß er dem Vater viele Sorgen bereitet, so fürchtete man im Hause auch seinen Besuch, denn abgesehen von dem Umstande, daß er stets eine eben so lustige und wilde Zechgesellschaft mitbrachte, wurde das Schloß, das ganze Gut beinahe umgekehrt, wenn er da war. Nicht allein den ihm zugewiesenen Diener wußte er vollauf zu beschäftigen und außer Athem zu setzen, nein, Jedermann, der ihm in den Weg kam, wurde mit allen Kräften und zu allerlei Diensten in Anspruch genommen, die sonst Niemand auf dem Gute zu leisten gewohnt war. Daher gab es viel Brummen während seiner Anwesenheit in den Winkeln und Ecken des Hauses, und wenn, so lange sein älterer Bruder da war, Alles in unheimlicher und gedrückter Stille verharrte, so war der Lärm, das Rufen, das Rennen, wenn er gegenwärtig war, nicht weniger unangenehm.

Die Gestalt des Lieutenants haben wir schon oben bezeichnet, eben so das allgemeine Gepräge seines Gesichts und seine unbehagliche Beweglichkeit. Jedoch werden wir auf dieses Gesicht sogleich noch genauer zurückkommen, da es uns noch oft zum Anhaltspunkte unserer Beobachtung dienen wird. Was seine Kleidung

betrifft, so war dieselbe von jeher ein Gegenstand seiner vollkommensten Aufmerksamkeit gewesen, denn er kleidete sich übermäßig sauber, liebte den sogar über die neueste Mode hinausgehenden Schnitt, selbst in der Uniform, und konnte in Wuth gerathen, wenn sein Diener den geringsten Flecken daran übersehen hatte. So trug er stets etwas Stutzerhaftes zur Schau, wie er sich denn überhaupt in vielen Dingen im Uebertriebenen bewegte. Er duftete immer von den modernsten Riechwassern, trug die Haare frisirt wie die neueste Wachspuppe am Schaufenster eines Haarkünstlers, hatte zolllange, stachelförmig zugespitzte Fingernägel und liebte es, täglich mehrmals die Wäsche zu wechseln, was sich namentlich auch auf den Gebrauch seiner Handschuhe erstreckte, die er selten mehr als einmal ungewaschen anzog. Zweimal ließ er sich täglich rasiren, stundenlang stand er vor'm Spiegel, seinen Anzug, seinen Bart, sein Haar zu betrachten und zu ordnen, und auf alles Dies verwandte er so viel Zeit, daß, wie Doktor Millinger behauptete, ihm kaum so viel übrig bleiben konnte, um mit Muße zu essen und zu trinken, geschweige denn an Geschäfte oder wenigstens Beschäftigungen zu denken. Bei alledem aber hatte er etwas Ritterliches, Gefälliges in seinem ganzen Wesen, was bisweilen an Koketterie

streifte; er ritt wie ein Kunstreiter, tanzte wie eine männliche Grazie und besaß eine außerordentliche Virtuosität, dem weiblichen Geschlechte zu huldigen, was allerdings auf eine Art geschah, die nicht jeder Dame angenehm gewesen wäre, denn man behauptete, er sei im Umgange mit diesen irdischen Engeln etwas keck und unverschämt, erlaube sich gern mißliebige Zuvorkommenheiten, indem er sich selbst für einen Adonis halte, dem nur Diejenige zu widerstehen im Stande sei, die keinen Begriff von wahrhaft männlicher Schönheit, von cavaliermäßigem Tone und von feiner aristokratischer Bildung habe. Darum nannte ihn auch Doktor Millinger, der ihn häufig beobachtet hatte und eben so geringe Stücke auf ihn hielt, wie auf seinen Bruder Alfred, kurzweg den Cavalier und er gab seine Neigung zu ihm dadurch am deutlichsten zu erkennen, daß er, wenn er ihn im Hause des Vaters wußte, stets das Gut vermied.

Betrachten wir jetzt das Gesicht des jungen Husarenoffiziers, denn als solcher erschien er diesmal vor seinem Vater in einer Tracht, die ihm, die schon erwähnten Uebertreibungen in ihrer Form abgerechnet, wirklich gut stand, etwas genauer. Es wird leicht oder schwer zu beschreiben sein, je nachdem man den leiblichen oder geistigen Ausdruck seiner Züge zu ent-

ziffern Willens ist; dem gewöhnlichen Beobachter wird es gewöhnlich, wenigstens nicht viel anders erscheinen, als man täglich Hunderte seiner Art auf den Straßen einer großen Residenz stolziren sieht; dem schärferen Auge aber, dem Menschenkenner, vor Allen aber dem erfahrenen Psychologen wird es von tiefer, seltener, aber leider auch gefährlicher Bedeutung erscheinen.

Im Ganzen war sein Gesicht ziemlich hübsch, doch in den Augenblicken der Abspannung — die bei ihm sehr häufig vorkam — weniger als in denen der Aufregung, und nur zwischen Abspannung und Aufregung bewegte sich sein Leben und Sein, eine Mittelstufe, Ruhe, kannte er nicht, die lag nicht in seiner Natur. In der Abspannung sah es langweilig, ermüdet, etwas krankhaft, bleich und fahl aus, sein Auge blickte träumerisch, mitunter finster, obwohl man ihm das innere Bestreben anmerkte, einen scharfen oder geistreichen Blick annehmen zu wollen, der durchaus nicht in seiner Begabung lag. Daher bemühte er sich, dies arme Auge in steter rollender Bewegung zu erhalten, ihm dadurch ein Feuer mitzutheilen, welches, wenn es überhaupt je darin gebrannt hatte, längst erloschen war. In der Aufregung dagegen lag etwas dämonisch Leidenschaftliches auf diesem Gesichte; die Wangen glühten fieberhaft, das Auge funkelte un=

heimlich, um den Mund zuckten die Muskeln unwillkürlich in blitzartigen Schwingungen. Das schwarze Haar, der fein nach beiden Seiten gesteifte und in nadelartige Spitzen auslaufende Schnurrbart, die dunklen scharf markirten Augenbrauen stimmten eben so mit diesem Gesichte überein, wie die milchweißen, ungemein rein gehaltenen Zähne, die ein beneidenswerthes Gebiß von untadelhafter Kraft und Schönheit zeigten.

Wenn aber dieser Bart nicht über diesem Munde gesessen hätte, das Gesicht würde dem gewöhnlichen Beobachter schon, wieviel mehr nicht dem gereifteren Menschenkenner einen ganz anderen Ausdruck dargeboten haben. Denn um diesen etwas großen Mund mit den aufgeworfenen fleischigen Lippen lag eine große, fast, möchte man sagen, thierische Sinnlichkeit und Neigung zu allen leiblichen und materiellen Genüssen. Dieser Mund sprach deutlicher, wenn er schwieg, als wenn er Worte hören ließ. Die Stimme aber, wenn er sprach, war in der Regel lauter als sie zu sein brauchte. Sie klang dabei nicht, wie die Stimme eines gebildeten Menschen klingen soll, denn sie hatte etwas Eintöniges, Rauhes, Kreischendes. Auch in diesem Organe allein schon sprach sich der ganze Charakter des Menschen aus, den wir hier zu zergliedern bemüht sind.

Von seiner unaufhörlichen Beweglichkeit und Un-

ruhe haben wir schon gesprochen. Namentlich wenn er redete, erschien er außerordentlich unstät, zerstreut, ja verworren, denn seine Bewegungen stimmten nicht mit Dem überein, was er sprach, was er zu erklären und dem Zuhörer deutlich zu machen versuchte. Seine feinen mit blauem Adernetz stark durchzogenen weißen Hände fuhren unaufhörlich bald hier bald da an seiner Kleidung, seinem Barte, seinen Haaren herum, seine Gestikulationen zeigten, wir möchten fast sagen, einen Mangel an richtiger Gestikulation, denn sie sprachen aller Erwartung, aller Regelrechtigkeit, allem Gebrauche Hohn. Er fuhr mit seinen Gesten noch um sich zu werfen fort, wenn er schon längst aufgehört hatte zu sprechen und half mit Handbewegungen nach, wo ihm die Fähigkeit fehlte, sich mit Worten deutlich zu machen. Dieser Unfähigkeit, seine Gedanken in Worte zu kleiden, müssen wir hauptsächlich gedenken; sie bekundete aber etwa keinen Mangel an Gedanken, vielmehr nur eine gewisse Unaufmerksamkeit auf seine mit ihm redenden Zuhörer, so wie confuse Verwirrung der Vorstellungen, die Gott weiß in welchen Regionen zugleich herumschweiften, sich mit Allem beschäftigen wollten und darüber vergaßen, sich mit Dem zu beschäftigen, was gerade vorlag und wovon man durch ihn Kunde erhalten wollte.

Noch eine Eigenthümlichkeit müssen wir hier einschalten, die charakteristisch bei ihm war. Er lachte viel und immer unmäßig laut, meist über Dinge, die gar nichts Lächerliches darboten. In demselben Momente aber, wo er lachte, konnte er auch finster, auffahrend, selbst grob werden. So war sein ganzes Wesen in ewigem Ebben und Fluthen begriffen, die Wogen seiner Leidenschaft rissen ihn auf und nieder, der Wind seiner Laune wehte jeden Augenblick aus einer anderen Richtung, und wenn man ihn ruhig oder wenigstens still glaubte, grollte er bitter auf wie das schäumende Meer. Um das Bild festzuhalten, welches uns das Meer geboten, müssen wir sagen, daß er seine Untiefen, aber nicht seine Tiefe, seine Wogen, aber nicht seine Klarheit, sein Schäumen und Brausen, aber nicht seine leise murmelnde Schönheit besaß, mit einem Wort, es lag etwas Dämonisches in seinem ganzen Wesen, welches stets herrschen aber nie zugeben wollte, daß es selbst beherrscht werde.

Sind wir mit dieser Schilderung zu weitläufig gewesen, so ist es nicht unsere Schuld; Einigen mag es allerdings so scheinen, Andere aber, wenn vielleicht auch nur Wenige, werden aus unserer Schilderung sicherlich die Richtung erkannt haben, in welcher dieser

Charakter wie ein wildstürmendes Roß seine düstere Bahn durchlief.

Wir kehren jetzt zu dem Augenblick zurück, wo Junker Georg mit vor Erregung zitternder Stimme, glühend in Folge eines verzweifelten Rittes, beschmutzt bis zur Brust hinauf, denn der abenteuerliche Mensch hatte sich auf diese Reise begeben, ohne einen Mantel oder überhaupt irgend ein anderes Kleidungsstück oder Reisegepäck mit sich zu nehmen, in das Zimmer trat und seinem vor Schreck und Erstaunen sprachlosen Vater an den Hals flog, eine Zärtlichkeitsäußerung, die nur dann bei ihm gebräuchlich war, wenn er sich in gewisser Bedrängniß befand. Schon an diesem einzigen Zeichen erkannte der Vater eine schlimme Ursache dieses seltenen Besuches, und seine Freude, den Liebling seines Herzens einmal bewirthen zu können, ward gleich von vornherein durch eine unbestimmte Besorgniß verkümmert.

„Georg, mein guter Georg," begann der Vater seine Anrede, „was führt Dich so unerwartet hierher und wie kommst Du in einem so wenig Deiner Gewohnheit entsprechenden Zustande vor meine Augen?"

Georg warf einen Blick in den Spiegel des Zimmers, zog eine Haarbürste aus der Tasche und begann sich das Haar und den Bart zu ordnen. „Es ist wahr,"

sagte er, mehr zu seinem Spiegelbilde als zu seinem Vater gewandt, „ich sehe etwas wild aus. Ja, aber sieh, Vater, ich wollte nur einen Tag hier bleiben, und da ich wußte, daß ich Alles bei Dir finden würde, was ich gebrauchen könnte, so habe ich mich so wenig belastet wie möglich. — Ah, sieh 'mal diese Uniform — nun, was meinst Du, wie steht sie mir?"

„Gut, gut, mein Sohn," sagte der Alte kopfschüttelnd, „aber sie ist vollständig verdorben durch den Regen mit Staub und Koth gemischt — Du hättest Dir einen Paletot mitnehmen sollen."

„Pah! Es ist nur eine Jacke, sorge um Nichts!"

„Aber wie kommst Du nur auf den Gedanken, zu Pferde den Weg von . . . bis hierher zurückzulegen?"

„Weil ich mir eine tüchtige Bewegung machen wollte, eine Art Luftbad nehmen — ich habe das bisweilen nöthig — sodann, weil ich rascher hierher kommen wollte, denn ich hatte es ein wenig eilig, und vor allen Dingen, weil ein alter Pferdejude gerade auf dem Bahnhofe mit dem Thiere stand, als ich daselbst eintraf."

„Du hast es ihm aber todt geritten?"

„Pah! Es wird ja wohl nicht sterben! Es ist freilich gefallen und ich hatte Mühe, mich zur rechten Zeit aus den Bügeln zu heben. Aber das ist ja

nur eine Lumperei, mein Vater, laß mich nur machen — sieh, Du hast eben von diesen Erdbeeren gespeist — ich werde den Rest verzehren."

Und schon hatte er sich an den Tisch gesetzt und begann mit einer Hastigkeit die vorhandenen Ueberbleibsel von Kuchen, Früchten, Brod und Käse zu verspeisen, die an Gier gränzte und den Vater eben so sehr in Verwunderung setzte, als seine ganze übrige Erscheinung. Es lag eine eigenthümliche, fast leidenschaftliche Speiselust in jeder Geberde, jeder Miene des Essenden. Er verschlang immer erst mit den Augen das zu Genießende, als wollte er einen doppelten Genuß sich verschaffen, oder als ob er eine geheime Messung über das Verhältniß des Vorhandenen zu seinem Appetite anstellen wollte. Dann aber, nachdem diese Messung rasch vorgenommen, verschlang er das Vorliegende mit einer Eilfertigkeit, daß man gar nicht sah, wie oder ob er überhaupt kaute.

Der Vater, ein unfreiwilliger Zuschauer dieses unbehaglichen Schauspiels, hatte in diesem Augenblick seine stete stolze Würde abgelegt, er, der sich in allen Dingen aufmerksam bedienen ließ, bediente jetzt selber seinen Sohn, indem er nach einem Schranke ging, ein reines Kelchglas auf den Tisch setzte und dasselbe aus einer noch voll danebenstehenden Flasche

Burgunder füllte. — Ach! wie rasch war der alte Tokayer und der glückliche Gedanke vergessen, der an ihn erinnert hatte! —

Kaum war das große Glas, welches beinahe eine halbe Flasche faßte, mit dem feurigen Wein gefüllt, so hatte es der junge Offizier schon ergriffen und mit einem Zug bis auf den Grund geleert.

Der Vater sah auf diese Art, seinen Durst zu stillen, mit staunendem Mißbehagen hin, doch sagte er Nichts, nur sein Gesicht wurde immer länger und spitzer und sein Auge umwölkte sich mit einem Schleier, der dem Doktor Millinger, wenn er gegenwärtig gewesen wäre, verrathen hätte, daß der anscheinenden Ruhe im Benehmen des Barons bald der Ausbruch eines Orkans folgen würde. Und wahrlich, hätte das Essen und Trinken noch fünf Minuten in der beschriebenen Art fortgedauert, der Orkan wäre wirklich ausgebrochen, denn er war schon stark im Anzuge, aber die Mahlzeit wurde zu schnell beendet und von dem Essenden zu rasch eine andere Scene aufgeführt, als daß der Baron über die erstere hätte zu Worten kommen können.

„So", sagte Junker Georg, „nun bin ich fertig. Das heiße ich epikuräisch gespeist!"

„Wie, Du hast ja nur ein sehr einfaches Dessert zu Dir genommen —"

„Einfach? Das nennst Du einfach? Ich bitte Dich, ich habe ja köstlich gespeist. Und wie getrunken — pah!"

„Ja, das ist wahr!" dachte der Baron seufzend, indem er die leere Burgunderflasche betrachtete und dann mit seinen Augen auf das Gesicht des Sohnes überging, über welches sich allmälig ein glühender Schein doppelter Aufregung verbreitete.

„Aber nun, mein Vater, habe ich mir Muth gegessen und getrunken, nun schenke mir eine Viertelstunde Gehör, denn so viel Zeït werde ich ungefähr gebrauchen, um Dir meine Lage auseinander zu setzen."

„Deine Lage? O, die kenne ich ja."

„Nicht so ganz, mein Vater. — Hast Du noch von den guten Cigarren, die wir neulich in dem Havannahladen kauften?"

Der Vater holte die Cigarren hervor und gleich darauf füllte sich das Zimmer mit dem Dufte derselben an. Aber nur der Sohn rauchte und war so in seinen Genuß vertieft, daß er gar nicht bemerkte, wie des Vaters Miene immer erstaunter sich auf sein unbekümmertes Antlitz heftete.

„So, nun, denke ich, sind alle Vorbereitungen zu

einem Familienrathe getroffen," rief er laut lachend, indem er sich mit sichtbarer Schwerfälligkeit auf den bequemsten Sessel niederließ, der im Zimmer stand, während der alte Vater mit auf dem Rücken gekreuzten Händen fragend und abwartend vor ihm stehen blieb. „Höre mich an, Vater — aber willst Du Dich nicht auch setzen?"

„Ich danke; ich liebe es zu stehen, wenn ich etwas Wichtiges zu hören erwarte."

„Wichtiges! Wie Du das mit einer so bedeutenden Miene sagst! O, es ist so etwas arg Wichtiges gar nicht, wenigstens für Dich nicht, wenn auch für mich. Ich wollte Dich nur bitten, den Tag der Auszahlung meines mütterlichen Vermögens etwas näher zu rücken, als es anfänglich bestimmt war."

„Und warum Das?" fragte der Baron mit hochgezogenen Brauen, denn nun ging ihm, wie man zu sagen pflegt, ein Licht auf.

„Ich befinde mich in einer Art Klemme oder Crisis, wie man es nennt," fuhr der junge Baron gleichgültig fort, als handele es sich um ein Butterbrod — „mit einem Wort, das Geld ist mir ausgegangen."

„Wie ist das möglich, ich hatte Dir ja einen großen Credit bei Scheitler gegeben?"

„Ja, eben das ist es, was ich sagen will. Der dumme Mensch hält diesen Credit für erschöpft und da es unter meiner Würde war, mit ihm zu mäkeln und zu feilschen, so komme ich lieber selbst zu Dir und bringe Dir die Hiobspost.“

„Aber Du wirst doch nicht schon die 6000 Thaler verbraucht haben, die Scheitler Dir zu geben befugt war?“

„Verbraucht? O nein! Das eben nicht. Sie haben sich nur allmälig zersplittert, sind mir durch die Finger gelaufen — meine Kameraden waren in Noth — wir haben gewettet — mein Schneider hat eine große Rechnung gemacht, und so ist es mir treulos entschlüpft.“

„Hast Du vielleicht gespielt?“ fragte der Vater, der immer bleicher geworden war, mit sichtbarer Beklemmung.

„Gespielt? O das ist nicht die Hauptsache. Wir spielen im Jagdclub nur auf Ehrenwort und tragen ab, wenn wir gerade abzutragen haben.“

„Auf Ehrenwort? Das liebe ich nicht, das will ich nicht — das habe ich mir selbst nicht zu wagen erlaubt.“

„Aber ich, mein Vater. Sieh, die Zeiten, in denen Du Offizier warst, und die jetzigen sind ganz ver-

schieden. Man ist fortgeschritten. Eine höhere Cultur beleuchtet alle Verhältnisse, erfordert größere Anstrengungen —"

„Um Geld auszugeben —"

„Auch das — Alles ist theurer, kostspieliger geworden, die Bedürfnisse der Menschen haben sich vermehrt und anders, kostbarer gestaltet —"

„Meine sind dieselben geblieben —"

„Ja, aber Du lebst auch wie ein Einsiedler auf dem Lande und ich habe Dich oft schon bedauert, wenn —"

„Bedauert? Du bedauerst Deinen Vater? Georg! Was willst Du damit sagen?"

„Daß Du keine Gelegenheit hast, Deinem Vermögen und Deinem Stande gemäß zu leben, meine ich — und weil Du so entfernt von den rauschenden Vergnügungen der großen Welt, in dieser Einöde Dein herrliches Alter hinbringst, darum bedaure ich Dich — o das wäre für mich sehr traurig!"

„Aber für mich ist es das nicht — ich fühle mich glücklich hier."

„Das begreife ich nicht und werde ich nie begreifen können. Eine Woche auf dem Lande ist für mich eine verlorene Ewigkeit."

„Du sprichst sehr unehrerbietig von den Gewohn-

heiten und der Lebensweise Deines Vaters. Du scheinst mir zu faseln — eine Woche Landleben mit einer verlorenen Ewigkeit zu vergleichen, scheint mir ein etwas zu übermäßig kecker Vergleich zu sein. Aber wir kommen von der Hauptangelegenheit ab. Also Du hast auf Ehrenwort gespielt?"

„Ja, mein Vater, das habe ich gethan. Die Fürsten und Grafen, die zu unserm Club gehören, geben den Ton an — ich kann mich nicht davon ausschließen. Das würde meine Ehre, meinen Namen, meine Familie verletzen. Siehst Du das nicht ein?"

„Ach ja! Aber ich sollte meinen, man müsse dabei die Ehre, den Namen und die Familie zu schonen wissen und sie nicht in Gefahr bringen, ihr Kostbarstes einzubüßen. Spiele nicht, mäßige Deine Leidenschaft, betheilige Dich nicht über Deine Kräfte. —"

„Das ist bald gesagt, aber das läßt sich nicht durchführen."

„Wenn ich Dir nun das Geld nicht gäbe, welches Du verlangst, nicht geben könnte — was dann?"

„Dann, dann bliebe mir nichts weiter übrig, als—"

„Als was — sprich es aus!"

„Mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen!"

Der Vater schauderte. Er hatte dies Wort erwartet, gefürchtet. Das fehlte nur noch, daß ein

Mitglied seiner Familie, ein jüngerer Sohn, sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Eine Weigerung hier eintreten, eine Hartherzigkeit blicken zu lassen, wäre daher eine unverantwortliche Handlung von seiner Seite gewesen, das hätte ja geradezu dem Familienverhängnisse wieder eine neue Gelegenheit, sein finsteres Werk zu üben, bieten geheißen. Nein, nein, das konnte, durfte nicht sein. Und schon war er an seinem Schranke, hatte ein Papier herausgenommen und in seine Brusttasche gesteckt.

„Gut,“ sagte er mit zitternder Lippe und bebenden Händen. „Höre mich an, mein Sohn, ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen. Du befindest Dich in Verlegenheit — Du bist zu mir gekommen und hast offenherzig diese Verlegenheit eingestanden. Das ist recht, das ist kindlich von Dir. Wenn mich nun aber Deine Forderung auch in Verlegenheit setzte, wie dann?“

„O, das kann nicht sein, das weiß ich sehr wohl.“

„Du möchtest mich überschätzen, mein Sohn. Zufällig bin ich heute im Stande, Dich von Deiner Verlegenheit zu befreien — aber hüte Dich, uns Beide in eine neue zu versetzen, ich könnte einmal zahlungsunfähig sein, wie Du.“

„O, das ist ja gar nicht zu befürchten. Ueberdies

werde ich in wenigen Wochen Deine Güte gar nicht mehr in Anspruch zu nehmen haben — ich trete ja meine Erbschaft an."

„Ach, die Erbschaft! Was werden Dir 20,000 Thaler sein!"

„20,000 Thaler, was die mir sein werden? Ein Berg, der nie abgetragen werden kann, eine Quelle, die sich nie verschüttet, eine Fundgrube, die sich nie entleert."

„Wollte Gott, es wäre so! — Nun höre mich aber weiter an. Ich werde Dir heute eine Summe geben, die Deine Bedürfnisse befriedigt und Deine eingegangenen Verbindlichkeiten löst; aber ich bitte mir aus, daß Du vernünftig wirst. Du bist kein Kind mehr. Ich sage nicht: spiele nicht, handle nicht mit Pferden, wette, iß und trink nicht, aber ich sage: thue das Alles mit Vorsicht, mit Ueberlegung, wie ein Sohn Deines Vaters, ein Abkömmling Deiner Familie es thun muß. — Und nun — wie viel Schulden auf Ehrenwort hast Du?"

„O, armselige tausend Thaler etwa."

„Was — das nennst Du armselig?"

„Ja, in Anbetracht Wem ich sie schuldig bin. Es ist ein vornehmer Herr —"

„Wie heißt er? Wer ist er?"

„Es ist der Graf Zaretta — ein Ungar."

„Ha! Alfred's Freund?“

„Ja, mein Vater.“

Der Baron stemmte beide Hände in die Seiten und starrte mit aufgerissenem Munde zum Fenster hinaus. Aber er sah nichts da draußen, nicht den wieder hell gewordenen Himmel, die Bäume, die Blumen, er sah nur Eins — daß eine verderbenschwangere, geheimnißvolle Hand sich über seine Kinder ausgestreckt, die sich vielleicht bis zu ihm selber ausstrecken würde.

„Gehört Dein Bruder auch zu dem Jagdclub?“ fragte er plötzlich, nachdem er eine Weile nachgedacht.

„Nein, er gehört nicht dazu. Er ist viel zu geizig, um sich ihm anzuschließen. Er lebt auch in ganz anderen Kreisen und Verhältnissen —“

„Aber ich denke, er ist unzertrennlich von seinem Freunde, dem Grafen Zaretta?“

„So ziemlich wenigstens. Der Graf war auch neulich zum ersten Male im Club, er besucht ihn nur gelegentlich; gewöhnlich ist er zu Hause, wo er seine Versammlungen hält, und Alfred mit ihm.“

„Sage mir doch, was hältst Du denn eigentlich von diesem Grafen?“

„O — er ist ein Cavalier ersten Ranges, uner-

meßlich reich, ungeheuer klug, übermäßig geschickt in allen Dingen —"

„Ja, das scheint mir auch," murmelte der Baron.

„Und was mich besonders anspricht, er stammt aus einer mächtigen Familie, einer ungarischen Magnatenfamilie. Er kennt die Wappenbücher von ganz Europa, die Heraldik, wie kein Anderer, mit den Verhältnissen jedes großen Hauses ist er vertraut. Er hat mir auch die Eröffnung gemacht, daß wir wirklich mit der Familie des Fürsten Brandovar verwandt sind, daß es nur einer geringen Bemühung bedürfe, die Anerkennung dazu vom österreichischen Kaiser zu erlangen, und daß er selbst die Dokumente herbeischaffen werde, die unwiderleglich darthun, daß wir das Recht haben, uns wenigstens Grafen von Brandau auf Holzendorf zu nennen."

Der Baron hatte das Haupt gesenkt und schritt, immer noch die Hände auf dem Rücken gekreuzt, im Zimmer auf und ab. Er hatte einen inneren Kampf zwischen seinem Ahnenstolz und seiner Ungläubigkeit zu bestehen. Unglücklicherweise verstand es der Sohn, dem ersteren auf Kosten der Wahrheit den Sieg zu verleihen. „Neulich ist davon bei Hofe gesprochen worden," fuhr er mit deklamatorischen Geberden fort, wobei er sein strahlendes Auge auf den Vater heftete,

wohl wissend, wie er ihm mit diesen Worten die Hände band und ihn auf seine Seite hinüberführte.

„Woher weißt Du Das?“

„Mir hat es der Prinz . . . gesagt, der ein Mitglied unseres Clubs ist. Der König soll darüber gelächelt haben.“

„Gelächelt? Wie so?“

„Nun, er freute sich über unser Glück und sagte: ich kenne die Familie Brandau sehr genau.“

„Das hat er wirklich gesagt?“

„Auf Ehre, mein Vater!“

Der Baron rieb sich die Hände. Es war ihm schon wieder etwas leichter um's Herz geworden, obschon er sich immer noch bedrückt genug fühlte. Der schlaue Sohn merkte das sehr bald und fuhr darum schnell in seiner Rede fort: „Ich habe noch eine Bitte, mein Vater, und da Du mich schon aus einer Verlegenheit gerettet hast, so hoffe ich, Du werdest mich auch aus der zweiten reißen.“

„Was? Noch eine Verlegenheit? Was willst Du?“

„Ich brauche ein Pferd, das heißt ein untadelhaftes Thier von reiner und edler Abkunft Meine Kameraden haben alle nur Vollblutpferde. Ich muß mich schämen, daß ich keins habe.“

„Du hast ja zwei brauchbare und gute Pferde — das Geld wenigstens habe ich dazu bewilligt —“

„Ja, es ist aber nur Halbblut — das paßt nicht für meine, für unsere Verhältnisse. Siehst Du, in der Stadt sind die Racepferde zu theuer, man wird so leicht damit betrogen und ein Pferdekäufer wird immer nur ausgelacht, während man zum Verkäufer Bravo! sagt. Das ist Ton in der großen Welt. Warum hat man keinen besseren Pferdeverstand und läßt sich betrügen!“

„Das ist wahr; so war es schon zu meiner Zeit. Aber was willst Du, frage ich?“

„Gieb mir eins von Deinen Zuchtpferden —“

Der Vater hob seinen Kopf energisch gegen den Sohn in die Höhe, mit einem Ausdrucke, der sich kaum beschreiben läßt. „Wie,“ sagte er, „Du willst auch meinen Stall plündern, wie Du meine Börse plünderst?“

„Ein Vater wird nicht geplündert, wenn er seinen Söhnen aus freien Stücken giebt.“

„Aus freien Stücken — haha! Ich danke für diese freien Stücke. Aber ein Pferd will ich Dir geben. Ein Husar muß Parade machen mit seinen Pferden. Welches willst Du?“

„Die braune englische Stute —“

„Nimmermehr — die behalte ich, sie ist mein eigenes Reitpferd. Aber nimm den schwarzen jungen Hengst —“

„Wie, Dein bestes Pferd?“

„Ja, mein allerbestes. Ich will Dir damit den Beweis geben, daß ich kein hartherziger Vater bin.“

„O, mein Vater, wie gütig bist Du! Ich danke Dir. Und kann ich mein Erbtheil schon in den nächsten Tagen antreten?“

Der Baron runzelte die Stirn. „Nein,“ sagte er barsch, „das ist zu viel. Hier hast Du Geld — es wird genug sein, bis Du der Erbe wirst. Der Tag bleibt bestimmt, wie er es einmal ist. Ich habe meine Bücher darauf abgeschlossen und meinen Bankier von dem Termine bereits in Kenntniß gesetzt. Es geht nicht anders. — Noch Eins, Georg. Wenn Du Deiner Mutter Erbtheil in Händen hast, hören meine regelmäßigen Zuschüsse auf. —“

„Gewiß, mein Vater, das versteht sich von selbst. Du schenkst mir ja doch bisweilen etwas.“

„Und sage Deinem Bruder nichts von diesen Geschenken — hörst Du?“ — Der Baron seufzte laut, indem er diese Worte beinahe flüsternd sprach.

„O ich weiß!“ sagte Georg mit lächelnder Miene, worin sich nicht allein das triumphirende Bewußtsein

ausſprach, daß er der Liebling des Vaters ſei, ſondern auch das übertriebene Selbſtgefühl, daß er ſich dieſer Gunſt für würdig erachte, was noch dadurch verſtärkt wurde, daß der Vater ſo deutlich verrieth, er wünſche nicht, daß ſein älterer Sohn von der großen Unterſtützung erfahre, die er dem jüngeren heute hatte zu Theil werden laſſen.

„Jetzt laß mich allein, Georg, ich bedarf einiger Ruhe. Aber halt, da fällt mir ein — ich kann Dir eine Freude bereiten —“

Junker Georg ſpitzte die Ohren. Er dachte, der Vater wolle ihm auch noch einen Wagen ſchenken.

„Deine Couſine Marie iſt im Hauſe — laß Dich zu ihr führen und mache ihre Bekanntſchaft.“

„Marie? Die kleine Verrückte?“

„Still! Sie iſt ſo wenig verrückt wie Du und ich — ſie iſt ein ſchönes und liebenswürdiges Mädchen —“

„Das iſt vortrefflich. Ich werde mich aber erſt umkleiden müſſen — ja ſo, ich habe ja nichts bei mir —“

„Meine Vorräthe ſtehen Dir zu Gebote — nun geh und laß mich allein. —“

Der Wunsch, seine Cousine zu sehen, von der er früher nur vorübergehend gehört hatte, und deren Vergangenheit ihm in einem viel zu tiefen Dunkel lag, als daß es der Mühe verlohne, sie sogleich zu ergründen, schien in dem dünkelhaften Junker nicht sehr lebhaft zu sein. Wenigstens zeigte er kein hervorstechendes Verlangen, sie aufzusuchen oder sich zu ihr führen zu lassen. Vielmehr begab er sich sogleich in den Stall, sah sich den schönen Vollbluthengst an, den ihm der freigebige Vater geschenkt, ließ ihn sich auf dem Hofe vorführen und bezeichnete dann den Sattel und die Zaumstücke, die ihm am nächsten Morgen mitgegeben werden sollten, denn der junge Herr hatte beschlossen, die Reise bis zur Eisenbahnstation abermals zu Pferde und von da mit diesem gemeinschaftlich auf der Eisenbahn zurückzulegen. Nachdem er hiermit zu Stande gekommen, begab er sich daran, sich mit reiner Wäsche zu versehen, die ihm Friedrich gebracht hatte, und sich gründlich von den Spuren seines Morgenrittes zu reinigen. Als dieses wichtige und zeitraubende Geschäft beendet war, dachte er endlich an seine Cousine und begab sich zu Frau Hanne, die gerade in der Küche stand und einige Anordnungen an eine junge Magd erließ, die erst vor wenigen Wochen auf das Gut gekommen war.

Mehr als Frau Hanne zog diese junge Magd den Junker Georg an; er betrachtete sie aufmerksam, taxirte sie, wie man ein Pferd oder einen Hund taxirt, und fragte dann gemächlich nach der Baroneß von Steinach. Frau Hanne, auf welche auch dieser Besuch diesmal keinen besonders guten Eindruck gemacht hatte und die als treue Dienerin den Interessen des alten Barons mit natürlicher Wärme ergeben war, entgegnete ihm nicht mit der alten gewohnten Freundlichkeit. Ihr ehemaliger kleiner Junker hatte ihr, als sie ihn so unerwartet wiedergesehen, eine Art Schrecken erregt, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte, er war anders geworden, als sie sich vorgestellt, daß er werden würde, und der verletzende Stolz, der sich in allen seinen Geberden und Ausdrücken kund gab, hatte ihrem alten demüthigen Herzen eben nicht wohlgethan. Als er nun gar nach ihrem jetzigen Herzblatte, nach Fräulein Marie fragte und dabei die blühende Magd mit lüsternem Auge verfolgte, da empfand sie beinahe einen Stich in der Seele, denn es kam ihr vor, als forsche der Habicht nach einer Taube, und nur mit Widerstreben antwortete sie dem vor ihr stehenden Offizier, daß das gnädige Fräulein spazieren gegangen sei.

„Welchen Weg hat sie genommen?“

„Sie ist durch den Park über das Feld, wahrscheinlich nach dem Friedhofe gegangen.“

„Nach dem Friedhofe? Das ist ein seltsamer Spaziergang.“

„Das gnädige Fräulein ist auch eine seltsame Erscheinung!“ sagte Frau Hanne mit einem Nachdrucke, der der Begeisterung gleichkam.

„So!“ rief der Husar. „Dann will ich sie mir doch auch betrachten!“ Und er trat sogleich den Weg an, den ihm die Schaffnerin bezeichnet hatte.

Der junge Mann brauchte nicht so weit zu gehen, als er vermuthet hatte; anstatt Marie unter den Todten zu finden, wie er gefürchtet, sah er sie bei einigen Arbeitern stehen, die mit irgend einer Verrichtung auf dem Felde dicht hinter dem Gutspark beschäftigt waren. Obgleich er vorbereitet war, eine seltsame Erscheinung in der nie gesehenen Cousine zu finden, so wurde seine Erwartung doch um ein Bedeutendes übertroffen. Er fand eine so große Schönheit in ihr, wie er sobald gesehen zu haben sich nicht erinnern konnte. Aber mit dieser Schönheit war ein

ganz eigenthümliches Etwas verbunden. Denn wie kam es, daß der ungestüme, kecke, siegesgewisse Husarenoffizier, sobald er nur in der Nähe dieser ruhigen, ihn aufmerksam betrachtenden Gestalt gekommen war, deren edle Gesichtszüge, deren sanftes Auge und deren unnachahmliche Haltung ihm wie die nie empfundenen Eigenschaften einer höheren Macht imponirten, auffallend aus seinem gewöhnlichen leichtfertigen Wesen heraustrat, seine siegestrunkene Miene verlor, sich merkbar gerader richtete und gleichsam verdutzt vor den klaren Augen stand, die seine ganze Erscheinung, wie sie nun einmal war, mit einem gewissen innerlichen durchdringenden Forschen zu entziffern versuchten. Wie kam es, daß er bald darauf, nachdenkend, grübelnd, wie selten in seinem Leben, ihr zur Seite die Anhöhe hinaufschritt, dann plötzlich sein stilles Wesen bei Seite warf und in eine lebhafte Mittheilung über Gott weiß was für Dinge sich ergoß, die Marie noch niemals aus dem Munde eines Mannes, der in der großen Welt lebte, vernommen hatte. Und nicht lange dauerte es, so schien diese lebhafte Mittheilung in den leidenschaftlichen Erguß eines zügellosen Herzens, eines kopflos durch die Welt stürmenden Geistes überzugehen. Der Erzähler, der nicht die Sammlung besaß, zu bemerken, wie seine Zuhörerin ihm fast

keine Sylbe erwiderte und ihn nur immer aufmerksamer, nachdenklicher betrachtete, gleichsam durchforschte — erhitzte und berauschte sich allmälig in den Bekenntnissen aus den bunten Kreisen seines Lebens. Er schilderte der Cousine sein ganzes vergangenes und gegenwärtiges Glück, ließ sie in die Freuden seines geräuschvollen Treibens blicken, erschloß ihr das offenkundige Geheimniß der Genußmenschen des Tages, wie er einer war, sprach mit glänzenden Farben von der köstlichen Zukunft, die ihm bevorstände, und verbreitete sich mit einer seltsamen Selbsttäuschung über die bedeutenden Mittel, die ihm zu Gebote ständen, um diese Zukunft auf eine so rosige Weise zu gestalten, wie sie sich nur ein phantastischer Mensch vorstellen kann, der keinen Begriff von dem Ernste und der Wirklichkeit des irdischen Daseins hat.

Der Strom seiner Rede wollte gar kein Ende nehmen. Er ließ fast keine Pause eintreten. Unaufhörlich jagte sein ruheloser Geist vorwärts und seine Phantasie schien unerschöpflich in der trügerischen Vorspiegelung wunderbarer Zustände zu sein. Endlich aber mußte er wenigstens eine leibliche Erschöpfung fühlen, das lange laute Sprechen hatte ihn sichtbar ermattet. Seine Wangen flammten zwar noch, aber

seine Hände zitterten und er saß mit träumerisch umherschweifenden Augen, in denen nur bisweilen eine verrätherische Gluth aufblitzte, der Cousine gegenüber auf einem Grabhügel, wobei er, von Zeit zu Zeit unwillkürliche Seufzer ausstoßend, in die weite Ebene vor sich hinabstarrte.

Es war das erste Mal, daß er seine brennenden Augen von Marie's immer erstaunter gewordenem Antlitze abwandte. Sie ließ noch einen fragenden Blick über seine Gestalt, sein seitwärts gerichtetes erhitztes Gesicht laufen — und dann schauderte sie unwillkürlich zusammen. Was dachte sie wohl? Ach, sie dachte noch nichts Gewisses, Bestimmtes — sie wurde nur von einem instinktartigen, noch unaufgeklärten Gefühle, beinahe nur einer dunkelen Empfindung von Etwas beherrscht, was sie hier, an diesem Orte, unter diesen Verhältnissen zu finden am wenigsten erwartet hatte. Tief in sich versunken, schien sie die Fähigkeit der Sinne verloren zu haben, zu bemerken, was äußerlich um sie vorging. Dann und wann einen forschenden, gleichsam Bestätigung suchenden Blick rasch wie der Blitz über die vor ihr sitzende, immer mehr zusammensinkende Gestalt des jungen Mannes werfend, schaute sie wie nach Hülfe suchend sich in Nähe und Ferne um, ob nicht eine sanfte, sie

beruhigende Erscheinung vor ihren Blicken auftauchen wollte, etwa der alte Baron oder, was ihr in diesem Augenblicke viel lieber gewesen wäre, der Doktor Millinger — aber Niemand außer einigen hie und da arbeitenden Landleuten war ringsum zu sehen. Endlich ermannte sie sich. Mit Gewalt brach sie die starre Empfindung, welche sie je länger je mehr überfluthete, und erhob sich. „Wir wollen gehen," sagte sie, jede Anrede des jungen Mannes vermeidend, „es wird Abend und der Oheim wird uns erwarten."

„Ja," seufzte Junker Georg und erhob sich beinahe mühsam von seinem Sitze, denn die Erschöpfung, die sich seiner bemächtigt, hatte von Augenblick zu Augenblick zugenommen. Es war jener Zustand geistiger und leiblicher Abspannung bei ihm eingetreten, den wir bei der Schilderung seiner Person und seines Lebens angedeutet haben und den heute zunächst der meilenlange eilfertige Ritt, die aufregende Unterhaltung mit seinem Vater und das leidenschaftliche, seinen Geist anstrengende Gespräch, was er so eben geführt, mochte veranlaßt haben. In sich versunken, träumerisch und zugleich mühsam bewegte er sich neben der lautlos an seiner Seite hingleitenden Cousine fort, die mit besorgter Miene, aber ebenfalls ihre Gedanken

verschließend und nur ihre halbverschleierten Augen von Zeit zu Zeit mit innerster Spannung auf ihn richtend, ihren Weg verfolgte. So kamen sie nach Hause, nicht wie ein junges, lebensfrohes, munteres Paar, welches die flüchtige Stunde heiter und scherzend genießt, sondern wie zwei eingeschüchterte, durch geheimnißvolle Vorgänge in ihrem Innern erschütterte Menschen, die, noch nicht vollständig über einander aufgeklärt, sich selbst, und theilweise auch uns, noch ein Räthsel sind. Marie begab sich sogleich auf ihr Zimmer, wo sie sich still niedersetzte, den Kopf an die Lehne ihres Stuhles legte und die Vergangenheit im Geiste heraufbeschwor, die längst hinter ihr zu liegen schien, aber jetzt wieder mit frischer Lebendigkeit in ihrem Innern erwacht war. Georg suchte ebenfalls sein Zimmer, aber nur um sich auf ein Sopha zu werfen, wo er sogleich einschlief, bis er von einem Diener zum Abendessen bei seinem Vater geweckt wurde.

Dies Abendessen selbst ging eben so einsylbig her, wie die Rückkehr vom Spaziergange am Nachmittage. Jede der drei anwesenden Personen schien sich über die Schweigsamkeit der Anderen zu wundern, und doch gab sich keiner von ihnen die Mühe, den düsteren Bann zu brechen, der sichtbar auf ihren Gemüthern

lag. Zumeist aber befand sich der alte Baron über Marie im Unklaren, die ohne Unterlaß herzliche, tief theilnehmende Blicke bald auf ihn selbst, bald auf seinen Sohn warf; denn, als er sah, daß Georg, nur von Zeit zu Zeit wie aus innerem Bedürfniß ein Glas feurigen Weines hinunterstürzend, sich ebenfalls schweigsam verhielt, glaubte er, es habe irgend eine unangenehme Erörterung, wie sie unter jungen Leuten wohl vorkommt, zwischen Beiden stattgefunden, deren Nachklang sich noch nicht ganz aus ihrer Erinnerung verloren habe. Unter schleppenden, mühsam bald von Diesem, bald von Jenem vorgebrachten Gesprächen verstrich endlich der Abend und der Baron mußte sich gestehen, daß er ein anderes Vergnügen von dem Besuche seines Lieblings erwartet hatte, seitdem die liebenswürdige Nichte sein Haus bewohnte.

Als sie sich schließlich getrennt hatten, warf sich allein der junge Baron auf sein Lager, um sich sogleich dem ersehnten Schlafe zu überlassen, der alte Baron dagegen und Marie blieben noch lange auf; Letztere ohne Zweifel, wie schon früher nach einem ähnlichen Besuche, den Oheim erwartend und bei sich überlegend, was sie ihm sagen sollte, wenn der gegen seine Söhne so überschwänglich gütige Vater nach dem Eindrucke fragen würde, den sein jüngster Sohn auf sie hervor-

gebracht. Sie hatte indessen diesmal vergeblich gewartet. Der Baron ließ sich nicht blicken. Er saß auf seinem Sessel, neben sich den Wein und das Glas, wie gewöhnlich, aber beides nicht berührend; er bedachte bei sich wohl, ob es nicht gerathen wäre, auch diesmal zu der liebevollen Nichte seine Zuflucht zu nehmen, aber er hatte heute keinen Muth dazu, er fühlte ein Gewicht auf seinem Herzen lasten, das ihn an die Stelle fesselte, auf welcher er saß, und dabei hatte eine Wehmuth sein ganzes Innere ergriffen, derer er sich so wenig klar bewußt wurde, wie Marie der ihrigen, obgleich sie sich vielleicht auf richtigerer Spur ihrer Beklemmung befand, als der alte Mann. —

Am anderen Morgen aber machte sich der junge Offizier schon früh im Hause seines Vaters bemerklich. Er hatte gut geschlafen und seine Ermüdung oder Erschöpfung war vollständig von ihm gewichen. Er setzte das ganze Haus mit seinen mannigfaltigen Wünschen in lärmende Bewegung, schnauzte alle Diener und sogar den alten Friedrich an, lief in den Stall und sah selber nach, daß Alles, was er mit dem geschenkten Pferde hinwegnehmen wollte, ihm unverkürzt verabfolgt würde. Endlich trat er bei seinem Vater ein, der sein Geschrei längst gehört hatte und mehr

betrübt als unwillig über den Störenfried seiner Morgenruhe war. Er hatte sich vorgenommen, ihm noch einige gute Lehren mit auf den Weg nach der Residenz zu geben, ihn namentlich in Betreff der Verwendung des eingehändigten Geldes zu ermahnen; als er aber die neuerdings siegestrunkene Miene des leichtfertigen jungen Mannes gewahrte, erstarb ihm auch hierzu der Muth und er sagte ihm mit gebrochener Stimme ein karges Lebewohl, was indessen der Abreisende gar nicht zu bemerken schien. Eines aber wunderte den Vater wirklich und verdroß ihn zugleich. Er hatte sich gedacht, Marie's Erscheinung würde in dem Lebemenschen einen tiefen Eindruck hinterlassen und er würde tausend Fragen über sie an ihn selbst zu richten haben, aber Nichts von Dem allen geschah; Georg dachte an etwas ganz Anderes und hatte sie in der That schon völlig aus dem Gedächtniß verloren. So war er endlich zum Aufbruch gerüstet und schien es gern zu hören, als Friedrich mit der Meldung in's Zimmer trat, daß der Rappe gesattelt vor der Thür stehe.

Der Vater begleitete ihn dahin, eben so wohl, um noch einmal sein schönes Pferd zu sehen, als um dem Sohne das Geleit zu geben. Als Georg das Haus seines Vaters hinter sich hatte und das Thier vor

Augen sah, welches ihm jetzt allein gehörte und womit er unter seinen Gefährten Aufsehen zu erregen gedachte, hatte er dies Haus und alles Glück, was ihm darin widerfahren war, vergessen. Noch einmal drückte er dem Vater die Hand, rief den umstehenden Dienern ein Lebewohl zu und warf sich mit Leidenschaft auf den stolzen Rücken des wiehernden Pferdes. Der Vater sah den Sohn abreiten; als er aber kaum hundert Schritte sich entfernt hatte, kehrte er eiligen Fußes in sein Zimmer zurück, um sich hier einer Fluth von Gedanken zu überlassen, wie er sie noch nie über sein graues Haupt hatte hereinströmen gefühlt. Nicht so die versammelte Hausdienerschaft. Fast alle Gutsbewohner schauten dem abziehenden Reiter nach und betrachteten mit Wehmuth das schöne Pferd, welches so lange unter ihrer Pflege gestanden, wie es lebte, nun aber einem wilderen Herrn zu eigen geworden war, als es bisher gehabt hatte.

„Na," sagte der Kutscher, als er das Pferd in der Kastanienallee seinen nachschauenden Augen entschwinden sah, „das ist auch fort und kommt nicht wieder, denn was der lustige Junker unter den Fäusten hat — ist geliefert. Der arme Rappe!"

Frau Hanne aber, wenn sie mit unter den Nachschauenden gewesen wäre, hätte, wie neulich, auch

heute die seltsame Frage aussprechen können: „Was für ein Ende wird Der nehmen? Er gehört auch zu den jüngeren Söhnen der Familie, von denen noch keiner das dreißigste Jahr wohlbehalten überschritten hat!“

Zehntes Kapitel.

Ein belauschtes Gespräch und das Erbtheil der Mutter.

Der kurze Besuch des jüngsten Sohnes auf Holzendorf hatte Folgen hinterlassen, die kein einziger Bewohner des Gutes erwartet hatte. Er hatte in keiner Weise günstig auf die bestehenden Verhältnisse eingewirkt. Wie das Gewitter des vorigen Monats die Felder verwüstet, die Bäume geknickt und mit seinen Wasserwogen die Wiesen überschwemmt — so hatte das Erscheinen des Junkers Georg die Herzen mit Trübsal erfüllt und die leise schlummernde Sorge in allen Gemüthern wach gerufen. Seit seiner eiligen Abreise schien ein innerer Zwiespalt die verschiedenen Bewohner des Gutes von einander entfernt, wenigstens entfremdet zu haben. Wir sagen, es s c h i e n so, denn in Wahrheit waren sie sich Alle so treu und anhänglich ge-

blieben wie zuvor. Dem Grunde dieser seltsamen Erscheinung wollen wir hier nicht nachzuforschen trachten, der Verlauf unserer Erzählung wird das Räthsel lösen und die Quelle aufdecken, aus der diese trüben Gewässer entsprangen. Wir wollen zunächst nur die Spuren verfolgen, die der Besuch hinterlassen und Thatsachen berichten, die sich allmälig von selbst aufklären werden.

Der Baron schien nicht mehr wie sonst den Genuß der freien Luft zu lieben; seine Felder und Wälder zu betrachten, mit seinen Leuten darüber zu reden, Vorkehrungen für den Herbst und Winter zu treffen, hatte seinen alten Reiz für ihn verloren. Er saß jetzt häufiger als sonst in seinem stillen Zimmer, verließ Stundenlang seinen Sessel nicht und gab sich ohne Zweifel trüben Betrachtungen und Grübeleien hin. Früher hatte er sich täglich in die Ställe und Scheunen begeben, sein schönes Vieh und seine Vorräthe gemustert und sich über das Gedeihen jedes Einzelnen gefreut. Von allem Dem war jetzt fast keine Rede mehr. Er hörte wohl, was ihm der Verwalter, der Förster und die Knechte sagten, aber er dachte darüber nicht nach und antwortete nur kurz oder gar nicht darauf. Dank der vortrefflichen Geschäftsführung ging der Mechanismus des vielverzweigten Hauswesens eine

Zeitlang wie von selbst. Es geschah, was nothwendig geschehen mußte, aber auch kaum mehr, denn es fehlte die treibende, alle einzelnen Kräfte zum gemeinsamen Wohle bewegende Kraft. Die Mahlzeiten wurden in ungewöhnlichem Stillschweigen und mit einer Hast beendigt, als ob alle daran Theilnehmenden froh wären, wenn der leibliche Genuß vorüber war und sie sich wieder ungestört ihrem geheimen Nachdenken überliefern konnten. Abends blieben die Zeitungen unangerührt auf dem dazu bestimmten Tische liegen. Die Neuigkeiten des Tages, selbst die Fragen der Partei, zu welcher der Baron sich zählte, waren ihm kein Leckerbissen mehr, ja sie erregten in ihm sogar eine Art nie empfundenen widerwärtigen Gefühls. Es schien sich in seinem Innersten eine von Niemandem vermuthete, früher sogar nicht für möglich gehaltene Umwandlung althergebrachter Anschauungen vorzubereiten und das persönliche Interesse — von jeher in ihm vorherrschend — überflügelte jetzt weit das allgemeine. Dabei schloß ein geheimnißvolles Siegel seine Lippen gegen Jedermann, er wünschte sogar nicht einmal, von irgend Wem in seinem träumerischen Gebahren beobachtet oder wohl gar befragt zu werden. Doktor Millinger kam seltener als sonst, denn er vor Allen merkte sehr bald, daß nicht Alles richtig in Holzendorf

war. Der wohlwollende Mann drang keineswegs in den alten Herrn, sein Herz vor ihm zu erschließen, er wußte aus alter Erfahrung, daß eines Tages doch die Stunde kommen würde, wo man ihm das in der Luft schwebende Räthsel vorlegen und von ihm einen Theil der Lösung verlangen würde.

Wie nun der Herr sich von Allem im Hause zurückzog, so vermieden die Diener sorgfältig jedes laute Gespräch in den Küchen und Stuben; nur leises Geflüster zwischen der alten Hanne und Friedrich ließ sich oftmals vernehmen und Beide tauschten Winke mit einander aus, die Niemand verstand, aber auch Niemand verstehen sollte. So, da sie wie alle Uebrigen ihr gewohntes Geschäft im Stillen verrichteten, lagerte sich allmälig über das sonst so regsame Gehöft eine nie vorher wahrgenommene Oede und Stille, die um so unheimlicher zu Tage trat, da die eigentliche Ursache derselben eine verborgene, also um so besorgnißerregender war.

Am Bedeutsamsten von Allen aber zeigte sich die Umwandlung im Wesen und Benehmen der Baroneß von Steinach. Die junge Dame hatte sich sichtbar in ihrem Aeußern und auch in ihren Aeußerungen verändert. Sie sah bleicher aus, ihr Schritt war noch langsamer, bedächtiger, unhörbarer geworden; ihre

Sprache hatte etwas ungemein Weiches, Rührendes angenommen, sie flüsterte beinahe nur, und wenn sie zu Jemandem sprach, beschränkte sie sich auf die nothwendigsten Worte, die jedoch Jedermann verstand und, sobald sie einen Wunsch oder eine Anordnung betrafen, augenblicklich befolgte. Besonders auffallend hatte sich ihr Blick verändert; ihr schönes Auge war sinnender geworden, selten oder nie schlug sie es gegen Diejenigen auf, mit denen sie sprach, wie sie zuweilen in früheren lebhaften Unterhaltungen gethan. Mehr denn je beeilte sie sich zu allen Tageszeiten, das gastliche Dach des Oheims zu verlassen und im Freien umher zu schweifen, um an einem selten besuchten Orte ihren Gedanken nachzuhängen und, wie es schien, mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Ihren Oheim, der zu ihr so schnell Zutrauen gewonnen, wie noch nie zu einem anderen Menschen, und dem sie so bald mit ganzer Hingebung sich zugeneigt, vermied sie, wo es irgend ging, als trüge sie etwas Geheimnißvolles auf dem Gewissen, was sie gerade ihm am sorglichsten zu verbergen trachtete; sie schien sogar beängstigt zu sein, wenn er ihr unverhofft begegnete, und glücklicher Weise ging er ihr selbst aus dem Wege, als erfülle ihn ein ähnliches Gefühl.

So sehen wir sie denn häufig, besonders gegen

Abend, wenn die Sonne sich tiefer neigte und die Spitzen der Wälder mit ihren letzten Strahlen vergoldete, auf dem Friedhofe der waldigen Anhöhe weilen. Aber sie sah weder diese rosigen Strahlen, noch die Schatten, welche die alten Bäume warfen, sie erlabte ihre Augen nicht wie sonst an der blauen Fernsicht, den im Nebel verschwimmenden Bergketten und den im Abendwinde wogenden Saatfeldern. Eben so wenig achtete sie auf das Rauschen der Blätter, die über ihrem Haupte hingen und deren Lispeln sie früher so gern wie einer geheimnißvollen Natursprache gelauscht hatte. Auf einem der grünen Hügel sitzend, um den herum mehrere Steintafeln standen, welche die Namen der unter dem Rasen Schlummernden trugen, hatte sie die Ellbogen auf die Kniee gestützt und den zierlichen Kopf in die vor der Stirn gefalteten Hände gelegt. So hätte man sie selbst für eine jener Schlafenden halten können, die der Meißel des Menschen aus Stein geformt und zur Hüterin der Gräber aufgestellt hatte. Ruhig, unbeweglich saß sie da und nur in ihrem Kopfe gährte es, in ihrer Brust hämmerte es mit gewaltigen Schlägen, die sie allein durch ihre starke Willenskraft zu bemeistern und zu sänftigen versuchte. Und wohin schweiften ihre Gedanken, die, wenn nicht trübe, doch ohne Zweifel von

einem Ernste, einer Tiefe und Bedeutsamkeit waren, wie man sie sonst nicht so leicht bei einem so jungen Wesen ihrer Art findet? Weit — weit ab schweiften sie in unsichtbare Ferne. In den Räumen ihrer Kindheit tummelten sie sich, wo sie achtzehn Jahre lang unter Sorgen und Entbehrungen gelebt, die für sie keine Sorgen und Entbehrungen gewesen waren, weil sie kein anderes Dasein und keine anderen Freuden und Genüsse gekannt hatte, als daselbst in Gebrauch waren. Sie durchwanderte im Geiste, wie sie so oft in Wirklichkeit gethan, die Säle ihrer Kranken, wie sie sie nannte, sie sprach mit jedem Einzelnen, sie vergaß Niemanden. Am lebhaftesten aber vergegenwärtigte sie sich das Gesicht eines Mannes, der ihr so viel Gutes erwiesen hatte und dessem Wohlwollen sie unendlich viel verdankte, eines Mannes, dem sie fast mit kindlicher Anhänglichkeit und Liebe ergeben war und aus dessen Munde sie unzählige Male weise Lehren und gute Rathschläge vernommen hatte. Mit ihm unterhielt sie sich jetzt fast immer; an seinen Mienen, die ihr ihre Phantasie zum Sprechen deutlich vor die stürmische Seele führte, hing sie mit ihrem ganzen Herzen, wie sie mit ihrem inneren Auge jede seiner Bewegungen verfolgte und mit innerem Ohre seine Aeußerungen verschlang. Dies war der Direktor

jener bedeutungsvollen Anstalt, ihr erster Arzt, der leutseligste, warmfühlendste der Menschen, mit einem Worte ein Mann, der ihr achtzehn Jahre lang ein zärtlicher Vater, Führer und Freund gewesen war.

War es vielleicht eine Art Heimweh, was ihr Herz mit Kümmerniß, mit ungewohnter Sehnsucht erfüllte? Theilweise wohl möglich, daß es so war. Aber es war Das nicht allein. Eine Sorge, eine Kümmerniß, die die Gegenwart betraf, mischte sich ganz gewiß damit. O, wenn sie nur auf eine Stunde sich in die alten, ihr liebgewordenen Räume hätte zurückversetzen dürfen, sie würde glücklich gewesen sein, oder noch lieber wäre es ihr gewesen, wenn sie den genannten Arzt hätte zu sich entbieten und befragen können, er hätte gewiß mit seiner weisen Unterscheidung, mit seiner tiefdringenden Menschenkenntniß, mit seinem das Innerste eines Menschen durchforschenden Geistesblick das Dunkel gelichtet, welches auf ihrer Seele, vor ihren Augen, auf der ganzen Welt lag, in der sie sich jetzt bewegte, die rings um sie ausgebreitet lag.

Aber das war nicht möglich, er war weit entfernt von ihr, seinen ernsten Beschäftigungen, seiner rastlosen Bemühung, die so recht eigentlich das innerste Menschenwohl betrafen, mit unsäglichem Fleiße obliegend. Diese Unmöglichkeit erkennend saß sie nun

eines Abends auf dem stillen, von uns geschilderten Platze. Schon eine Stunde hatte sie träumend, wünschend, Aufschluß begehrend daselbst zugebracht und auf keine Weise gefunden, was sie suchte. Immer dunkler wurden um sie die Schatten der Gräber, immer blauer, verschwommener die nebelartige Ferne, immer grauer und düsterer färbte sich das Gewölk des abendlichen Himmels. Plötzlich fiel ihr der Doktor Millinger ein, den sie mehrere Tage nicht gesehen hatte. Wie von einer inneren Gewalt in die Höhe geschnellt, hob sie den Kopf empor und starrte in die vor ihr liegende Ebene hinab. Da sah oder glaubte sie einen sich bewegenden Schatten am Fuße des Berges zu sehen. Und wie es uns oft begegnet, daß wir — ohne zu wissen wie es kommt — an einen Menschen denken und dieser Mensch fast augenblicklich, gleichsam durch unsere Gedanken herbeigerufen, die sich mit ihm beschäftigt haben, nicht allein vor unserer Seele, sondern auch vor unseren leiblichen Augen auftaucht, so erkannte sie fast augenblicklich, daß der wahrgenommene Schatten der Arzt wirklich war, der ziemlich eilig den Hügel heraufgestiegen kam.

Eine heftige, lange nicht gefühlte freudige Regung ergriff sie bei diesem Anblicke; denn Denjenigen mit den Augen unseres Leibes zu sehen, an den unsere

Seele herzlich und innig gedacht hat, gewährt uns stets eine große, triumphähnliche Freude. Sie erhob sich rasch, trat einige Schritte vor und winkte mit ihrem Tuche dem Wandelnden zu, gleichsam ihn damit auffordernd, so rasch wie möglich näher zu treten.

Ach, sie brauchte ihn nicht dazu aufzufordern, er wäre von selbst gekommen, denn er suchte sie diesen Abend, er wußte, daß sie auf dem Friedhofe war, wohin sie so oft ging, in dem Glauben, kein Mensch wisse, wo sie sich aufhalte. Allerdings, Viele hatten es nicht gewußt, Doktor Millinger aber war der Einzige, der es bestimmt wußte und der diesmal absichtlich, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen, die einsame Grübelei seiner jungen Freundin zu unterbrechen gekommen war.

Als er noch zwanzig Schritte von ihrem Sitze entfernt war, sprang ihm Marie, wie durch eine Feder emporgeschnellt, entgegen; beinahe wäre sie an seinen Hals geflogen, denn dieser Mann schien ihr von Gott gesandt zu sein, um sie ihrer trübseligen Lage, ihrem Schmerze, ihrer inneren Verzweiflung zu entreißen.

Das Gesicht des menschenfreundlichen Arztes trug heute den Ausdruck der Sorge in hohem Grade zur Schau. Dennoch schien er erfreut zu sein, die Ge-

suchte gefunden zu haben. Im ersten Augenblicke sprach er gar Nichts, denn sein Athem keuchte, da er den Berg ungewöhnlich rasch erstiegen hatte, aber er setzte sich dicht neben Marien auf den Hügel, der ihr zur Ruhestätte diente und drückte ihre Rechte innig in seine beiden Hände.

„O, wie freue ich mich," begann Marie das Gespräch, „Sie bei mir zu sehen. Gewiß hat Gott Sie auf meinen Wunsch den Weg hierher finden lassen, denn ich hatte großes Verlangen nach Ihnen und dachte seit einer Viertelstunde unaufhörlich an Sie."

„Ja, ja," sagte der Arzt mit Ueberlegung, „ich glaube es. Das begegnet uns oft. Aber wenn Sie so großes Verlangen hatten, mich zu sehen, warum ließen Sie mich es nicht schon längst wissen? Ich komme ja so gern zu Ihnen."

„Mein Verlangen wurde erst hier auf diesem Platze heute Abend rege, es kam mir erst vor Kurzem zum klaren Bewußtsein. Ach, es ging so viel Trübes durch meine Seele und Ihnen allein könnte ich — möchte ich die Last aufbürden, die mich beinahe erdrückt."

„Aber welche Last könnte Sie so schwer bedrücken?"

„Das eben ist es, was sie noch unleidlicher macht — ich kenne sie noch nicht in ihrem ganzen Umfange

und doch weiß ich, daß sie vorhanden ist. — Haben Sie meinen Oheim heute oder gestern gesprochen?"

„Heute erst, ich komme sogar so eben von ihm her; denn da ich hörte, daß Sie ausgegangen wären und auch ich Sie wegen des Oheims sprechen wollte, so suchte ich Sie auf."

„Sie wollten mit mir wegen des Oheims sprechen?" fragte Marie erstaunt.

„Ja, das wollte ich. Wundert Sie das? Der alte Herr ist nicht mehr Derselbe wie früher."

„Wie, das wissen Sie?"

„Wohl weiß ich Das, denn ich kenne ihn seit vielen Jahren und schließe stets aus seinem äußeren Benehmen auf sein inneres Leid. Und Leid hat er, muß er haben; er lärmt und tobt nicht mehr, hat sein zorniges Wesen ganz abgelegt und sitzt brütend auf einer und derselben Stelle — das ist bei ihm stets ein schlimmes Zeichen."

„Freilich. Ach ja, Leid hat er in der That, und das eben ist es, was mein Herz zusammenschnürt; ich kann diesen alten Mann nicht leiden sehen und darum denke ich schon lange auf Abhülfe."

„Sie, mein Fräulein, denken auf Abhülfe? Könnten Sie ihm denn helfen?"

Das Mädchen schaute verwirrt zu Boden und eine

ihr ungewöhnliche Röthe färbte ihre heute so bleichen Wangen. „Ach ich!“ seufzte sie. „Freilich kann ich es nicht, wie ich wohl möchte, und doch fühle ich den Trieb dazu. Ein solcher Trieb aber, wenn man nicht die Fähigkeit besitzt, ihn auszuführen, verzehrt uns, und das ist die Last, die auf meinem Herzen liegt.“

Der Arzt dachte bei diesen Worten, die er nicht recht begriff, still für sich nach und schaute das junge Mädchen dabei von der Seite an, welches ohne Zweifel mehr hinter ihren Worten verbarg, als sie ihn hören ließ.

„Wir wollen uns klar zu machen versuchen, was vor uns liegt,“ fuhr er bedächtig fort. „Nur so können wir zum Ziele gelangen. Welche Last drückt denn Ihrer Meinung nach Ihren Oheim zumeist?“

„Das ist sehr bald gesagt, und wenn Sie ihn kennen, müssen Sie das eben so gut wissen wie ich. Er selbst wirft den Grund seiner Mißstimmung auf das schlechte Jahr, die traurige Witterung, die wahrscheinlich ganz mißrathende Erndte. Das ist es aber nicht, was einen so festen und wohlhabenden Mann so tief beugen könnte. Vielmehr ist es etwas ganz Anderes und viel Trübseligeres. Ach, wenn ich ihn anblicke, wie er so sinnend, geängstigt und schweigsam

da sitzt, faßt mich das tiefste Weh, und in meinem Herzen kommt es mir vor, als ob die Wogen des bitteren Lebens, die ihn von jeher finster und drohend umrauscht, allmälig gänzlich über seinen alten Kopf zusammenstürzten.“

Der Arzt fuhr erschrocken zurück. So ernst hatte er sich die Lage des Barons nicht vorgestellt. „Sie täuscht sich,“ sagte er zu sich selbst. „Ihre Phantasie ist zu lebhaft, diese Angst ist in ihrer beschränkten Erziehung begründet. — Und welche Wogen sollten das sein?“ fragte er laut.

„Die seine Söhne über ihn ausschütten!“ sagte Marie fest und mit lauterer Stimme, als sie gewöhnlich ertönen ließ.

„Ja, seine Söhne!“ seufzte der Arzt.

„Ach, Herr Doktor, mein lieber Freund“, fuhr Marie fort, „ich fürchte etwas Schreckliches. Die Prophezeihung jenes verschollenen ältesten Sohnes, die er gegen seinen Vater aussprach, als er ihn ungerecht und unbarmherzig schlug, scheint jetzt endlich in Erfüllung gehen zu wollen. Wenigstens zeigt sich schon der Anfang davon. Die jüngeren Söhne züchtigen ihn allmälig für Das, was er dem ältesten gethan —“

„Still!" sagte der Arzt leise und wandte den Kopf zur Seite. „Seufzte da nicht Jemand hinter uns?"

„Ich habe nichts gehört," erwiderte Marie eben so leise. „Aber man sagt, die Todten seufzen, wenn den Lebendigen, ihren Lieblingen, etwas Schmerzliches widerfährt. Wir sitzen hier auf dem Hügel seiner entschlafenen Gattin. Vielleicht war sie es, die einen Seufzer über das traurige Geschick ihres Hauses ausstieß."

Der Arzt schauderte unwillkürlich bei diesen mit einem tief ernsten Ausdruck gesprochenen Worten des jungen Mädchens. Er hielt immer noch ihre Hand in der seinigen und fühlte sie darin kalt und kälter werden. Das unheimliche Wesen, welches er schon lange am Baron und seinen Hausgenossen bemerkt, fing an, sich auch an Marie zu zeigen. Ein alter Argwohn stieg wieder in seinem Geiste auf. Sollte das Mädchen vielleicht doch durch ihre Geburt, ihre Erziehung an irgend einem verborgenen Fehler ihrer innersten Organisation leiden? Seine Haare sträubten sich bei diesem schrecklichen Gedanken zu Berge. Zehnmal verwarf er ihn und zehnmal kam er ihm wieder frisch in's Bewußtsein zurück. „Warum seufzen Sie so schwer?" fragte er ängstlich.

„Ach, ich will es Ihnen gestehen. Ich habe eine

außerordentliche Sehnsucht nach M . . . . Nur einen Tag möchte ich daselbst zubringen, und glauben Sie mir, ich würde aufgeklärter über mich selbst und Andere wieder zurückkehren."

„Aufgeklärter? Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich kann mich nicht genauer ausdrücken, denn ich bin mir selbst noch nicht darüber klar."

„Sie hat das Heimweh!" dachte der Arzt. „Das ist gewiß. Sollte es dafür nicht ein Mittel geben? Ich werde mit dem Baron darüber sprechen. — Sie sprachen von den Söhnen des Barons," fuhr er ablenkend in seiner Rede fort. Wissen Sie vielleicht genauer, was sie dem Vater neuerdings aufgebürdet haben?"

„Gewiß. Sie sind Beide Verschwender, jeder in seiner besonderen Art. Sie vergeuden Summen, die der Vater jetzt noch bezahlen kann, aber dabei werden sie nicht stehen bleiben; sie werden größere vergeuden und vom Vater fordern und er, der schwache — in dieser Beziehung seinen Söhnen gegenüber schwache — Mann wird Alles opfern, um nur die Ehre seiner Familie zu retten, die ihm über Alles geht."

„Aha, so ist es! Ich dachte es beinahe. Also der Kleine auch?"

„Ach! Er macht mir den größten Kummer.“

„Ihnen? Das ist wunderbar — wie so denn? Hat er Sie gekränkt?“

„Gewiß nicht, aber sein Wesen und Benehmen beunruhigt mich. Doch lassen Sie mich hiervon schweigen, ich muß noch reiflicher darüber nachdenken.“

Der Arzt dachte auch nach, aber ohne es laut werden zu lassen, was er dachte. Er stellte sich Etwas vor, was hier nahe zu liegen schien und was ihn eben deshalb auf eine ganz falsche Spur führte. „So,“ sagte er laut, „also Junker Georg ist auch ein Verschwender?“

„Gewiß ist er das. Das scheint mir aber noch nicht das Schlimmste zu sein. Er wie sein Bruder werden von einem und demselben geheimnißvollen Manne geleitet, der wie ein unheilvoller Dämon über diesen beiden jungen Menschen zu schweben und sie zu beherrschen scheint.“

„Wen meinen Sie?“

„Einen Mann, der sich Beider Freund nennt und aus dem mein Oheim selbst nicht klug werden kann. Er ist zwar ein vornehmer Mann — so sagt man — ein Graf Zaretta, der aus Ungarn stammen soll, der in der Residenz sich schnell einen Namen gemacht hat, weil er mit großen Geldsummen umspringt wie

kein Anderer. Wenn das nun ein Abenteurer wäre, der den Leichtsinn der beiden Brüder ausbeutete, den Vater dadurch ruinirte und die Familie in's Unglück stürzte —"

„O!" sagte der Arzt, „das wäre sehr schlimm, aber wie wollte man da einschreiten?"

„Das ist mir auch noch nicht klar. Lassen Sie uns aber Beide darüber nachdenken."

„Das wollen wir. — Aber sehen Sie, mein liebes Kind, es ist während unsers Plauderns beinahe Nacht geworden. Der Himmel hat sich wie jeden Abend mit Wolken umsäumt und kein Stern ist sichtbar am ganzen Horizonte. Lassen Sie uns aufbrechen; ich will heute Abend noch mit dem Baron sprechen, vielleicht findet sich ein Mittel, der finsteren Strömung seines Geschickes entgegen zu arbeiten."

„Gott gebe es! So gehen wir denn. —"

Beide erhoben sich und schritten Arm in Arm den Abhang hinunter, dem Gutshofe entgegen.

Als sie aber etwa hundert Schritte von dem Grabe, auf welchem sie gesessen, entfernt waren, bewegte sich Etwas hinter dem aufrecht stehenden Grabsteine, der zunächst an dem kleinen Hügel lehnte. Und siehe, ein Mann trat langsam hervor, der unbemerkt von Beiden dahinter gekauert und ohne Zwei-

fel ihre Worte belauscht hatte. Der Seufzer, den sie vernommen, war also doch nicht dem Grabe der Todten entstiegen.

Das Dunkel des späten Abends war zu tief, um die Gesichtszüge dieses Mannes erkennen zu lassen, nur die allgemeinen Umrisse seiner Gestalt machten sich bemerkbar. Diese Gestalt aber war groß, kräftig und von gediegener Festigkeit. Er trat vor den Hügel, auf dem der Arzt und Marie gesessen und schaute Beiden nach, so lange er ihre Gestalten in der zunehmenden Dunkelheit erkennen konnte. Als er sie aus dem Auge verloren, seufzte er noch einmal hörbar auf und ließ sich dann selbst auf dem Hügel nieder, der so eben erst verlassen worden war. Wie Marie vorher, so stützte auch er sein Haupt auf beide Hände, und wie sie dachte er über Vergangenheit und Gegenwart nach. Nach einer geraumen Zeit aber erhob er sich langsam, beinahe feierlich. Dann noch einen Blick in die Richtung werfend, wo das Gut Holzendorf lag, wandte er sich und schritt langsam in entgegengesetzter Richtung dem Kupferhammer zu.

Als Doktor Millinger mit der jungen Dame den Park von Holzendorf erreicht hatte, begegneten sie dem

Baron, der im bereits ziemlich dunklen Garten auf und ab wandelte. Nachdem Marie ihm einen flüchtigen Abendgruß geboten, schlüpfte sie an den Männern vorbei und eilte auf ihr Zimmer. Der Doktor aber schloß sich dem Baron an und setzte mit ihm den Spaziergang fort.

„Es giebt wieder Regen, Doktor," begann der Baron das Gespräch. „Regen und alle Tage Regen, kurz vor der Erndte, das ist die Losung des Tages. Wie Das noch werden soll, weiß ich nicht. So lange ich hier wohne, habe ich solch' schlechtes Frühjahr und solchen bösen Sommer nicht erlebt, wie dieses Jahr. Nun, meinetwegen, so geht denn Alles auf einmal bergab!"

„Wie so, bergab, Herr Baron?"

„Das fragt Ihr noch? Seht Ihr Das nicht mit eigenen Augen?"

Der Arzt glaubte das Eis gebrochen, der Baron baute ihm selbst eine Brücke zu dem Ziele, wohin er das Gespräch gelenkt haben wollte. „Ja," sagte er, etwas leiser sprechend, „ich habe es eben mit eigenen Augen gesehen, das arme Fräulein ist sehr zu beklagen."

Der Baron blieb stehen und schaute den Arzt fragend an. „Was ist es denn mit ihr? Ich weiß ja Nichts davon."

„Sie hat das Heimweh nach ihrem früheren Aufenthaltsorte, Herr Baron, dergleichen kommt häufig vor. Sie werden sie eine Reise dahin müssen antreten lassen —"

„Nach dem Irrenhause? Gott soll mich davor bewahren! Mit dem habe ich ein für alle Mal gebrochen. Davon will ich Nichts hören. Das Heimweh wird überwunden werden — der Mensch überwindet Viel."

„Ja — aber —"

„Nichts von aber, Doktor, schweigt mir davon. Ich habe in den letzten Tagen nicht viel Zeit gehabt, mich mit ihr zu beschäftigen — mir gehen viele Dinge anderer Art im Kopf herum — bald aber werde ich mit Allem im Reinen sein. Die Testamentsvollstreckung meiner Frau findet nächste Woche statt, dann bin ich auf Jahre hin fertig und mein eigener Herr. Bis dahin müßt Ihr mir aber beistehen, Doktor, meine Nichte zu zerstreuen. Ladet sie Nachmittags zu Euch ein, sie ist gern bei Euch und Eurer Familie. Eure Töchter üben einen wohlthätigen Einfluß auf sie aus; sie spricht viel Gutes von ihnen. Auch könnt Ihr mit ihr spazieren fahren, wohin Ihr wollt, um sie aufzuheitern, zu unterhalten. Wollt Ihr Das?"

„Von Herzen gern, wenn damit geholfen werden kann! Aber ich glaube es nicht.“

„Aber ich. — Glaubt Ihr — ja, was wollt' ich sagen — glaubt Ihr, daß das böse Wetter anhaltend sein wird?“

„Ach ich!“ seufzte der Doktor, der sah, wie der Baron einen Ableiter von dem vorliegenden Gegenstande suchte und ihn im Wetter zu finden hoffte, „ach ich — ich glaube es und glaube es nicht.“

„Was ist das für eine Antwort! Ja und Nein in einem Athem! Woran denkt Ihr, Mann?“

„Wenn das arme Kind — ich meine das gnädige Fräulein — nur nicht doch zu viel von der Krankenluft in M . . . eingesogen hat?“ sagte der Doktor dreist, nachdem er in einer minutenlangen Pause dazu ein Herz gefaßt.

„Warum nicht gar! Was kommt Euch an? Ihr spielt zu sehr den Doktor. Das Mädchen ist ganz gesund — ich sage es Euch.“

„Ja — gesund — aber —“

„Meint Ihr, daß sie — daß sie —“ und der Baron blieb wieder stehen und faßte den Arzt nachdrücklich am Arme.

„Ich weiß es nicht. Aber sie ist mir zu traurig, zu wehmüthig gestimmt. Das war ihre Frau

Mutter auch, ehe sie krank wurde. Mir gefällt das nicht.“

„Ha! Ist es Das? Das bin ich auch. Das sind wir Alle jetzt. O, Doktor! Wenn ich nur erst das Geld los wäre! Ich fühle mich mehr bedrückt, daß ich es habe, als mancher Andere, der es haben möchte und es nicht hat.“

„Sie denken es also wirklich auszuzahlen?“

„Ihr fragt noch? Kann ich denn anders? Bei Heller und Pfennig, selbst wenn ich wüßte, daß es am Tage darauf aus dem Fenster geworfen würde. Das Testament spricht sich klar und deutlich darüber aus. In der nächsten Woche wird Georg fünfundzwanzig Jahre alt, dann erhalten meine Kinder das Erbtheil ihrer Mutter.“

„Wenn aber mit Sicherheit vorauszusehen ist —“

„Was ist mit Sicherheit vorauszusehen? Der Mensch sieht nie mit Sicherheit voraus.“

„Doch so ziemlich — bisweilen wenigstens. Ihre Söhne geben viel Geld aus —“

„Ja, was weiter?“

„Wenn nun vorauszusehen, daß sie dies Erbtheil, 20,000 Thaler sind es, wie ich weiß, verschwenden —“ und er legte einen verständlichen Nachdruck auf das letzte Wort.

„Halt! Das geht Euch nichts an!“ zürnte der Baron wie in früheren Tagen. „Bekümmert Euch um Eure Sache. Selbst wenn meine Söhne notorische Verschwender wären, wie sie nur lebenslustige junge Leute sind, so würdet Ihr mir doch nicht rathen wollen, das der Welt kund zu thun? Man gehört einer Familie an, Doktor, man hat einen Namen, der noch seinen Klang hat — meiner soll ihn, so lange ich lebe und auf diesem Gute webe und schaffe, immer behalten.“

„Gott gebe es, daß Sie nicht gerade Das durch Ihre Rechtlichkeit herbeiführen, was Sie vermeiden wollen,“ sagte der Doktor laut und beinahe streng.

„Dummes Zeug! Ja, er gebe es, und er wird es geben. Mein eigenes Vermögen reicht noch eine Weile aus, wenigstens so lange ich auf der Welt bin — mein Haupt wird alle Tage weißer, Doktor.“

„Ja, gewiß, Herr Baron. Da würde ich aber an Ihrer Stelle wünschen, daß dieses mein weißes Haupt auch in der Erde ruhig und getrost schliefe —“

„Ha! Meint Ihr, daß ich das nicht wünsche? Bei Gott, Doktor! Ihr kennt mich sehr schlecht. Wenn mein Name nach meinem Tode noch einen Schimpf erlitte, glaubt mir, ich würde mich im Sarge umdrehen. Aber das ist nicht zu befürchten, nicht im

Geringsten. Denn seht, ich habe auch ein wenig Menschenkenntniß, und besonders, was meine Söhne betrifft, sehe ich klar vor Augen. Sie haben lustig gelebt und leben noch lustig. Das habe ich auch gethan, und mein Vater auch. Aber als wir in unsere Pflicht eintraten, als wir dies immer noch unverschuldete Gut übernahmen, war es mit der Lustigkeit auf immer vorbei. Wir wurden gesetzte Leute, nahmen ein reiches Weib — und damit war das Vermögen gesichert. So wird es auch künftig sein. Laßt Alfred nur erst hier sitzen — er wird ein Knauser wie Einer. Das findet man oft. Jetzt hat er nur noch den Trieb, Etwas zu erwerben, und wenn er einen Theil dabei aus dem Fenster wirft, so wird er sich die Hörner schon abstoßen; nachher sammelt er schon um so mehr. Und Georg? Nun, der erhält einst seinen Antheil von meiner Hinterlassenschaft. Sein Bruder kann und wird ihm nicht aufhelfen, wie ich, sein Vater. Dann kommt die Einsicht mit den Jahren und der Umschlag ist da. Das ist meine Philosophie, mein Trost, so weit bin ich mit meinem Nachdenken gekommen. Denkt Ihr anders?"

„Der Mensch denkt und Gott lenkt! Niemand kann in die Zukunft schauen. Aber ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Philosophie eine richtige sei."

„Das wird sie. Gebt Acht. — Aha! da haben wir's — es fängt an zu regnen. Nun geh' ich hinein, ich habe noch zu schreiben. Macht, daß Ihr fortkommt, sonst werdet Ihr tüchtig naß."

Beide schritten eilig in's Haus. Der Doktor empfahl sich, ließ sich sein Pferd vorführen und trabte nach Hause.

Die Zeit der Erndte war gekommen, und wie man befürchtet hatte, war sie schlecht ausgefallen, sogar hinter aller Erwartung zurück geblieben. Der Roggen, der Hafer und die Gerste, theilweise durch Hagelschlag, wiederholte und anhaltende Regengüsse verdorben, lieferten fast gar keinen Ertrag, der Weizen einen zwar etwas größeren, aber doch nur sehr geringen; die Kartoffeln waren frühzeitig von der alljährlichen Fäulniß ergriffen und die Futterkräuter zum Theil ganz ausgefallen. Die Stimmung der Landleute war eine höchst betrübte, und sogar Diejenigen, die auf Kosten ihrer Herrschaften lebten, ließen die Köpfe sinken und gaben sich einer nie dagewesenen Muthlosigkeit hin. Holzendorf vor Allen war schwer heimgesucht, und da zugleich das Vieh, von den schlechten Nahrungsmitteln nicht hinreichend er-

nährt, zu kränkeln anfing, besonders viele Schaafe fielen, so entstand eine Angst und Besorgniß unter den Bewohnern, die sich nur Derjenige vorstellen kann, der Aehnliches erlebt hat.

Der Baron, von so harten äußeren Schlägen betroffen, erhob sich dabei in seinem ganzen alten Stolze, um seinen Leuten Muth und Vertrauen einzuflößen, aber das war nur ein für die ihm entfernter Stehenden berechneter Flitterglanz; seine Gutsbewohner, seine treuen Diener merkten ihm an, daß sein altersgraues Haupt sich unter den neuen Prüfungen beuge und daß seine zur Schau getragene Fassung nur eine angenommene und erkünstelte sei. Wohl wußten sie, daß er im Stillen den bittersten Gedanken sich hingäbe, und wer ihn nur einigermaßen ergründen und beurtheilen konnte, sah das schon seiner zusammengesunkenen Gestalt, seinem blassen abgehärmten Gesicht an, welches sich, kurz zuvor noch so frisch, und rund, sichtbar mit Runzeln zu bedecken anfing.

Aber nicht allein die Mißerndte, die lange vorher gesehen worden war, bevor sie wirklich eintrat, konnte diese so rasch sich entwickelnden Züge des vorschreitenden Alters in ihm hervorrufen, obgleich man im Allgemeinen dies anzunehmen schien; die wenigen Eingeweihten dagegen wußten sehr wohl, daß noch ein

anderer und gewichtigerer Grund zum Kummer vorhanden war, obgleich nur sehr Wenige, fast nur Doktor Millinger und Marie allein, den vollen Umfang, so wie die ursprüngliche Quelle desselben kannten.

Um dem Leser aber von dem Zustande seiner Seele ein vollkommen treffendes Bild zu liefern, müssen wir noch einmal auf die Theilung des Vermögens seiner Frau zurückgehen, denn von dem Tage an, wo das Testament derselben den Augen der Betheiligten eröffnet wurde, schrieb sich der augenscheinliche Verfall der ritterlichen Gestalt und der ganze Kummer der Seele des Barons her.

Seine Gattin war, wie wir wissen, eine mit Mitteln begabte, sogar sehr reiche Frau gewesen, hatte sich aber noch vor dem Vollzug ihrer Ehe die alleinige Selbstbestimmung über ihr zugebrachtes Vermögen vorbehalten. Hierzu hatte sie wohl einigen Grund gehabt. Sie liebte den Baron zärtlich, aber diese Liebe verdunkelte nicht ihre Einsicht, daß derselbe bisher mit seinem persönlichen Vermögen etwas arg gewirthschaftet habe. Um nun ihrer etwanigen Nachkommenschaft wenigstens einen Theil ihres zugebrachten Gutes sicher zu stellen und zugleich auch dem Ansehen des Barons selber aufzuhelfen, hatte sie die Einrichtung getroffen, daß die Hälfte des Vermögens, 60,000 Thaler

betragend, ihrem Gatten für immer verbleiben, dagegen die andere Hälfte ihren Kindern überliefert werden sollte, sobald das jüngste sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht habe. Bis dahin sollte der Vater den Nießbrauch des Ganzen behalten, die den Kindern bestimmte Hälfte aber nur in den Zinsen, nicht im Capital angreifen können. Wie nun die Berechnungen der Menschen, selbst der allerklügsten, häufig auf Irrthümern beruhen, so war es auch hier der Fall, denn die gute Frau, der ein frühes Ende zu Theil ward, konnte wohl nicht annehmen, daß gerade diese, mehr auf zärtliche Mutterliebe, als auf Vertrauen zu ihrem Gatten gegründete Fürsorge ein Unheil in sich schließen würde, welches, auf beide Theile zu fallen dereinst bestimmt sein sollte. Denn gerade der Baron wurde, sobald er Besitzer von Holzendorf und Familienvater geworden war, ein sparsamer, vorsichtig mit dem Gelde umgehender Mann, während die so vorsorglich bedachten Kinder, auf ihr dereinstiges Erbe pochend, in eine Bahn geriethen, die den Erwartungen der Erblasserin sehr wenig entsprach. Wir kennen dies schon zum Theil aus der vorliegenden Erzählung. Der Baron nun, stolz zwar auf seinen altadeligen Namen und die Privilegien seines Standes, aber ein Ehrenmann in Geschäftssachen, treu in der

Erfüllung der von ihm beschworenen Pflichten und den Wünschen der Erblasserin unabweichlich folgend, hatte vom Todestage derselben an sein Augenmerk darauf gerichtet, sowohl den ihm selber zugefallenen Vermögensantheil, wie auch den seiner Kinder nach bester Einsicht zu verwalten; bald aber hatte er die traurige Erfahrung gemacht, daß seine Kinder ihm mehr kosten würden, als die Zinsen des ihnen ausgesetzten Antheils betrugen, daß er also allein der Uebervortheilte bei jenem Abkommen sein und bleiben werde. Das verschlug ihm aber nicht viel. Er legte, als er die verschwenderischen Eigenschaften seiner Söhne erkannt hatte, von dem Seinigen reichlich zu, verwerthete das Ganze möglichst und war, wie wir gesehen haben, fest entschlossen, den Erwartungen der Mutter seiner Kinder nachzukommen. So rückten die Jahre unaufhaltsam vorwärts und der Tag war angebrochen, an welchem sein jüngster Sohn Georg das vorgeschriebene Alter erreichte.

Schon lange vor dieser Zeit hatte der Baron im Stillen Vorkehrungen getroffen, daß die Summe, die seinen Kindern gehörte, zur rechten Zeit sich in seinen Händen befinde, und es hatte zugleich in seiner Absicht gelegen, an dem bestimmten Tage auf dem Gute einen Familienrath zu halten, den beiden Söhnen

dabei das Geld zu übergeben und vertrauensvoll sie zu ermahnen, das empfangene Gut zu ihrem Besten zu verwenden.

Von diesem vorläufig gefaßten Beschlusse war er aus einem Grunde abgewichen, den wir hier erwähnen müssen, obgleich die Andeutungen dazu schon in dem Gespräche enthalten sind, welches wir ihn mit Alfred, während dessen letzter Anwesenheit auf dem Gute, haben führen hören. Der Vater fürchtete von diesem seinem Sohne in Betreff des zweifelhaften Daseins seines ältesten Sohnes überstimmt und zu einer Handlung hingerissen zu werden, die er vor seinem Gewissen nicht verantworten zu können glaubte, wie er denn auch sich selbst und Marien das Versprechen gegeben hatte, das dem Verschollenen zustehende Vermögen noch nicht unter seine beiden Brüder zu vertheilen, da ja noch immer die Möglichkeit vorhanden war, daß derselbe zurückkehren und sein Erbtheil in Anspruch nehmen könne. Zu diesem Behufe hatte er eine andere Anordnung betreffs der Ueberlieferung der Summen getroffen. Er hatte im Sinne gehabt, selbst nach der Residenz zu reisen und bei seinem Bankier, unter Zuziehung seines Advokaten, der ein redlicher Mann war und sein volles Vertrauen besaß, die Summe von 40,000 Thalern niederzulegen, wo

sie seine Söhne nach Belieben in Empfang nehmen und damit nach Gutdünken schalten und walten könnten. Allein sein letzter Aufenthalt in der Residenz hatte ihn mit einem unbesiegbaren Widerwillen gegen diese Reise erfüllt, er wollte sich nicht noch einmal in die Wirren und Neuerungen der großen Welt stürzen, denen er erst vor Kurzem so glücklich entronnen war. Daher hatte er die beiden Vertrauensmänner zu sich nach Holzendorf beschieden, ein Entschluß, der auch dadurch um so gerechtfertigter erschien, daß die Testamentsvollstreckung gerade in die Zeit der Erndte fiel, während welcher der Baron Haus und Hof nicht gut verlassen konnte.

So waren denn an dem bestimmten Tage die beiden Männer aus der Residenz angelangt. Es war ein regnichter, unfreundlicher Augusttag, der das Gut in einen grauen Nebelschleier hüllte, wie man ihn um diese Zeit nur selten sieht. Das ernste Geschäft im Innern des düsteren Hauses nahm dadurch einen noch unerfreulicheren äußeren Anstrich an, als es an sich schon hatte. Die beiden Herren waren um Mittagszeit auf dem Gute eingetroffen. Bevor man an das Geschäft ging, wollte man jedoch mit möglichster Gemüthlichkeit speisen, denn man hatte Zeit genug vor sich, da die Herren, mit den Geldern und Auf-

trägen des Barons beladen, erst am nächsten Morgen wieder nach der Residenz zurückzukehren beabsichtigten. Wäre das Wetter günstiger gewesen, so hätte man sich einige Stunden im Freien bewegt und die Aufmerksamkeit wäre vielleicht durch mancherlei äußere Dinge von der eigentlichen Hauptsache abgezogen worden; so aber war das nicht der Fall und man saß trotz der Sommerszeit im Hause beisammen, hatte höchstens Gelegenheit von dem traurigen Ausfall der Erndte zu sprechen und behielt mehr Zeit übrig, als nöthig war, um das Vorliegende nach allen Seiten zu erörtern.

Das Mittagsessen war vorüber; die drei Herren saßen bei den Flaschen hinter dem Tische im Zimmer des Barons und dieser glaubte endlich die Zeit gekommen zu sehen, das lästige und sparsame Gespräch zu wenden und auf das Erforderniß des Tages zu richten. Er eröffnete daher das Geschäft, indem er einige passende Worte über den Grund seines heutigen Besuches sprach, schloß dabei seinen Geldschrank auf und nahm die betreffenden Papiere, das Testament selbst und die sich daran anknüpfenden Dokumente heraus, die er geordnet auf den Tisch legte.

Als die beiden fremden Herren aus dieser Einleitung entnahmen, daß das ernste Ziel des Tages nahe ge-

rückt sei, erhoben sie sich zu gleicher Zeit von ihren Stühlen und machten ihrem Wirthe eine steife Verbeugung, zum Zeichen, daß sie bereit und willig seien, an die Arbeit zu gehen. Keiner aber von ihnen sprach eine Sylbe; sie ließen dem Baron allein das Wort, der ihnen das Testament vorlas und schließlich hinzufügte, daß er dasselbe in ihrer Gegenwart vollstrecken wolle.

Die Herren verbeugten sich abermals, nahmen das Testament Einer nach dem Andern in die Hand, durchlasen es aufmerksam und legten es, als sie damit fertig waren, wieder schweigend auf den Tisch.

„Morgen früh, meine Herren,“ sagte der Baron, „bevor Sie abreisen, werde ich Ihnen die Geldpapiere ausliefern; zugleich aber werde ich Sie bitten, meinen Söhnen diese beiden Schreiben einzuhändigen, die ich je eins für einen Jeden von ihnen aufgesetzt habe.“

Die beiden Männer erhoben langsam die Augen und blickten sich, wie um sich gegenseitig zu irgend etwas noch Verborgenem zu ermuntern, bedeutungsvoll an.

„Dürfen wir so unbescheiden sein, Sie zu fragen, Herr Baron,“ sagte endlich der Advokat, der den meisten Muth von Beiden zu besitzen schien, „welcher Art die Meinung ist — ich meine nur ganz im All-

gemeinen — die Sie in diesen Schreiben auszusprechen die Güte gehabt haben?“

„Ganz gewiß, meine Herren; vor Ihnen habe ich kein Geheimniß in dieser Angelegenheit. Hm! Die Art und Weise, wie meine Söhne leben, ist mir leider bekannt. Ich mache sie daher in diesen Schreiben aufmerksam, mit den ihnen anvertrauten Geldern vorsichtig umzugehen, wenngleich wie junge Leute ihres Standes, doch vernünftig und sparsam zu leben und nicht darauf zu rechnen, fernerhin noch weitere Unterstützungen zu empfangen.“

„Das ist ein vortrefflicher Rath,“ bemerkte der Advokat, seinem Freunde, dem Bankier, noch einmal einen bedeutsamen Wink gebend.

„O ja,“ erwiderte dieser etwas zaghaft, „er scheint mir nur etwas zu spät zu kommen —“

„Wie so?“ sprühte der Baron auf — „Wie meinen Sie das?“

„Ich meine das so, Herr Baron. Wenn Sie nicht die Güte gehabt hätten, uns mitzutheilen, was in diesen sehr natürlichen Schreiben enthalten ist, so würden wir es für einen unumgänglichen Akt unseres Gewissens gehalten haben, Sie zu fragen, ob Sie in der That entschlossen sind, diese großen Summen Geldes Ihren Herren Söhnen auf einmal zu übergeben?“

„Was ist da noch zu entschließen?“ fragte der Baron etwas eingeschüchtert. „Das Testament ist da, also muß es vollstreckt werden. Wir vollstrecken es hiermit.“

„Ja, aber —“

„Umstände verändern die Sache!“ bemerkte tiefsinnig der Advokat, indem er seinen rechten Zeigefinger geheimnißvoll an die Nase legte.

„Erklären Sie sich deutlicher, meine Herren,“ sagte der Baron, sich mit einem Tuch seine Stirn abtrocknend. „Reden Sie aber deutlich. Sie haben einen Mann vor sich, der von Jedermann erwartet, daß er seine Schuldigkeit thue. So wie ich Ihnen und meinen Söhnen gegenüber handele, so handeln Sie auch gegen mich, das heißt nach Ihrem Gewissen. Ich heiße Brandau!“

„Gut!“ nahm der Bankier das Wort, „Sie verlangen es — und ich gehorche, obwohl es mir schwer wird, Ihnen vielleicht etwas Unerwartetes — Unannehmes, meine ich — zu sagen.“

Der Baron hustete, um seine, von Augenblick zu Augenblick wachsende Verlegenheit zu bemänteln. Das Licht, welches vor ihm auf dem Tische brannte — denn die alten Bäume vor dem Fenster warfen einen tiefen Schatten in das Zimmer und hatten in

Gemeinschaft mit dem trüben Wetter das frühzeitige Anzünden von Kerzen nothwendig gemacht, um die Schriftstücke lesen zu können — das Licht, welches auf dem Tische brannte, sagen wir, schien sich plötzlich zu verdunkeln und über die Gesichter der vor ihm sitzenden Männer glaubte er eine düstere Wolke laufen zu sehen, so daß er ihre Züge kaum noch von einander zu unterscheiden vermochte. „Sagen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben!“ brachte er endlich mit einem Seufzer hervor, der hinreichend kund that, daß er eben keine fröhliche Botschaft erwartete.

„Ihre Söhne sind notorische Verschwender — Sie wissen das vielleicht nicht —“

„O, wohl weiß ich es. Aber ich setze hinzu, daß sie es gewesen sind und mit Gottes Beistand es fernerhin nicht mehr sein werden.“

„Nein!“ rief der hartnäckige Bankier. „So ist es nicht, es ist eben anders. Wenn Sie in der Residenz lebten oder häufiger dahin kämen, würden Sie es eben so gut wissen wie wir.“

„Martern Sie mich nicht, meine Herren!“ rief der zitternde Vater. „Sagen Sie mir Alles und mit einem Worte. Ich fürchte keine Bombe, wenn ich weiß, daß sie kommt, aber ich habe keinen Augenblick

Ruhe, wenn ich sie ungewiß jede Minute erwarten muß.“

Der Bankier empfing vom Advokaten noch einen ermuthigenden Wink, nahm sich zusammen und sagte dann mit etwas bebender Stimme: „Wenn das Geld, welches hier liegt und welches wir Ihren Herren Söhnen überbringen sollen, nun schon ausgegeben wäre, ehe es in die Hände der eigentlichen Besitzer gelangt, wie dann, Herr Baron?“

Dieser schüttelte sich wie vor innerem Froste — die Bombe hatte doch unerwartet eingeschlagen oder war vielleicht schwerer gewesen, als vorausgesetzt war. „Wie meinen Sie Das?“ fragte er mit bleichem Gesichte.

„Wie ich es sage. Wenn jeder dieser beiden Herren Söhne nun schon lange bevor der Tag der Testamentsvollstreckung kam, über diese Summe verfügt hätte und dieselbe mehr einem Anderen als ihm selbst gehörte?“

„Das ist nicht möglich, meine Herrn!“

„Es ist sehr wohl möglich!“

„Die Beweise, meine Herrn!“

„Ja, Beweise! Wenn wir die Schwarz auf Weiß hätten, würden wir mit unseren Mittheilungen nicht so lange gezögert haben.“

„Aber Sie müssen doch irgend einen Anhalt haben, so mit mir zu sprechen, denn Sie müssen wissen, daß 'Sie mir mit Ihren kalten Worten glühendes Eisen in den Leib bohren."

„Anhalt haben wir genug. Es ist ein ziemlich öffentliches Gerücht, welches erst gestern kurz vor der Abreise zu unseren Ohren kam, daß Ihre Herren Söhne nicht gewartet hätten, über die Erbschaft zu verfügen, bis sie in ihre Hände gelangte."

„Haben Sie Mitleiden mit einem Vater, meine Herrn — sagen Sie mir Alles, was Sie wissen oder vielmehr was Sie gehört haben."

„Nun denn, wir haben gehört — verbürgen läßt sich das nicht — daß Ihr ältester Herr Sohn, Alfred mit Namen, in Erwartung dieser sicheren Erbschaft Verbindungen und Geschäfte eingegangen sei, die größere Summen in Anspruch nahmen, als diese Erbschaft bietet, und daß diese Geschäfte — ein ungünstiges Resultat gehabt haben."

„Geschäfte? Mein Sohn? — Sie irren sich!"

Der Baron stieß diese Worte nur in der Angst aus, um irgend Etwas zu sagen, denn im Geheimen hatte er das dunkele schreckliche Vorgefühl, daß diese Geschäfte in der That könnten abgeschlossen sein.

„Gott gebe es, daß ich mich irre. Aber der Theil-

nehmer dieser Geschäfte, oder vielmehr der Leiter derselben — denn der Graf Zaretta beherrscht Ihren Sohn vollständig — hat, wie er selbst eingestanden, falsch spekulirt und da Ihr Herr Sohn zu gleichen Theilen mit ihm spekulirt hat, so hat er ebenfalls falsch spekulirt!"

Der Baron fiel in seinen Stuhl zurück und verbarg sein Gesicht in den Händen. Es entstand eine peinliche Stille in dem großen Gemach, die nur der Pendelschlag der Uhr und die beklommenen Seufzer unterbrachen, die der Brust des gequälten Vaters entschlüpften. Endlich erhob er das Haupt, blickte dem Bankier wehmüthig in das Gesicht und fragte: „Ist das die Wahrheit, Scheitler?"

„Der Graf Zaretta hat es gestern selbst einem meiner Collegen gestanden und sogar Ihren Herrn Sohn bedauert, daß er zur Hälfte mit ihm gegangen sei. Die Höhe der verlorenen Summe kann ich allerdings nicht genau angeben."

„So!" sagte plötzlich der Baron steif und fest und setzte sich gebieterisch auf seinem Stuhle zurecht. „Ich wasche meine Hände. Gethan ist gethan. Mag er sehen, wie er durchkommt. Von mir, so lange ich lebe, hat er Nichts mehr zu erwarten — wenn ich todt bin, ja, todt, ach, meine Herrn!" Und er wurde

wieder weich und eine Rührung, wie er sie lange nicht empfunden, bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Dann aber sich wieder fassend, erhob er stolz seinen Kopf mit mühsamer Anstrengung. „Das betrifft meinen Sohn Alfred!“ sagte er schaudernd. „Von meinem Sohne Georg werden Sie mir doch nichts Aehnliches zu berichten haben?“

„Besseres nicht, vielleicht sogar noch Schlimmeres,“ entgegnete der Bankier mit mitleidigem Tone. „Baron Alfred's Verluste sind nicht den Zahlen nach bekannt, der Herr Lieutenant aber verbirgt Niemandem sein Unglück. Er ist offenherziger darin. Er hat gewettet, gespielt — auf Ehrenwort, welches er morgen auslösen wird — gekauft, gelebt, und wie mir derselbe Berichterstatter sagte, mit vollkommen unglücklichem Erfolge.“

„Er wird doch nicht 20,000 Thaler in einigen Wochen verspielt und verwettet haben?“

„Die Herren spielen und wetten hoch, mit denen er in Kameradschaft lebt.“

„Das ist ja aber unsinnig, meine Herren! Wie kann ein Ehrenmann die Leidenschaften eines jungen Menschen so arg mißbrauchen?“

„Das zu entscheiden ist nicht unsere Sache, Herr

Baron. Die Gesetze, nach denen diese Herren leben, sind nicht unsere Gesetze."

„Aber giebt es denn keine Macht im Staate diesem Unfuge zu steuern? Das heißt ja der Beraubung der Eltern und Vormünder Thor und Thür öffnen!"

„Möglich! Wir haben darüber kein Urtheil."

„Bah! Ich glaube Das nicht!" sagte der Baron mit plötzlich auflodernder Hoffnung. „Sie machen mir unnöthige Sorge. Nein, nein, ich glaube Das nicht. Reisen Sie mit Gott, meine Herren, und wenn Sie nach der Residenz kommen, erkundigen Sie sich genauer. Gewinnen Sie aber die Ueberzeugung, daß Sie wahr gesprochen, dann schreiben Sie mir — augenblicklich — aber nur in dem Falle, sage ich Ihnen, daß Sie mir etwas Bestimmtes, mit den gehörigen Beweisen unterstützt, melden können."

„Das wird schwer halten," bemerkte der Bankier, „und Sie könnten vielleicht etwas länger auf eine Antwort warten müssen, als Ihnen lieb ist."

„Dann werde ich schon halb getröstet sein; dann ist die Sache nicht so schlimm. So etwas spricht sich rasch herum, verlautbart, bestätigt sich."

Die beiden Herren verbeugten sich wie zum Abschiede. „Wir erlauben uns noch eine Bitte auszu-

sprechen," sagte der Advokat; „wir haben es etwas eilig, Herr Baron. Wenn Sie die Güte hätten, uns einen Wagen zu leihen, so könnten wir noch heute abreisen und in . . . den Nachtzug benutzen."

Der Baron sah ein, daß unter diesen Umständen die Verlängerung des Besuches für beide Theile nichts Angenehmes haben würde. Er besann sich daher keinen Augenblick, dem Wunsche der Herren zu willfahren. „Wohl," sagte er, „wenn Sie abzureisen wünschen, so soll Ihr Wille geschehen. Aber dann müßten Sie mir gleich jetzt die Bescheinigung ausstellen, daß ich Ihnen die Summe von 40,000 Thalern für meine Söhne überliefert habe."

„Gern. Geben Sie uns Papier, Feder, Tinte und Siegellack."

In zwei Minuten war das Nothwendige bereit. Die beiden Herren unterschrieben das sofort ausgefertigte Dokument, siegelten es, empfahlen sich dem Baron und eine Viertelstunde später stiegen sie in den Wagen, um sich zur nächsten Eisenbahnstation zu begeben. —

Der Baron war wieder allein — mit sich und Gott allein, und er bedurfte dieses letzten Beistandes sehr. Gehen wir aber über den nun folgenden Abend und

die hereinbrechende Nacht hinweg nnd erwarten wir geduldig, was in den nächsten Tagen die Meldung der beiden Vertrauensmänner bringen wird, um uns jetzt zu einer anderen Scene zu begeben, die unsere Leser hoffentlich behaglicher stimmen wird, als die eben erzählte.

Elftes Kapitel.

Der Kupferhammer.

Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt; der Morgen, der dem beschriebenen Abende folgte, war so heiter und warm, wie ein schöner Augusttag ihn nur hervorzaubern kann. Auf dem Gutshofe in Holzendorf regte es sich wie gewöhnlich schon kurz nach Tagesanbruch; die Heerden wurden den Weiden zugetrieben, die Arbeiter erstrebten Wald und Feld und auf dem Hofe ward es allmälig stiller und stiller, wenn man nicht das Klappern eines Storches oder das Kollern eines Truthahns, die von Zeit zu Zeit ihre Stimmen erschallen ließen, für lebhafte Kundgebungen der zurückgebliebenen Bewohnerschaft halten will.

Der Baron war früh aufgestanden und mit auf das Feld gegangen. Die in Folge der traurigen Er-

fahrungen des vorigen Tages in ihm zurückgebliebene innerliche Zerknirschung war noch nicht ganz überwunden, aber die diesem Unglückstage folgende Nacht hatte ihn wunderbar gestärkt, indem er den männlichen Entschluß gefaßt, daß ihn das Schicksal, wenn es einmal den Kampf mit ihm beginnen wolle, gehärtet und gerüstet finden solle. So zu allem neuen Drang des Lebens vorbereitet, fühlte er vor allen Dingen das Bedürfniß einer seinen Geist ableitenden Thätigkeit und darum hatte er sich zeitig auf das Feld zu seinen Arbeitern begeben, nachdem er Frau Hanne noch den Befehl ertheilt, dem gnädigen Fräulein seinen Gruß zu sagen und sie wissen zu lassen, daß der Doktor Millinger sie um neun Uhr in seinem Wagen abholen würde, um mit ihr eine Zerstreuungsfahrt für den ganzen Tag zu unternehmen. Diese Botschaft war noch am späten Abende zuvor nach Holzendorf gelangt und der Baron, dem es lieb war, wenn er Marie nicht zu oft begegnete, um nicht wiederholt mit ihr über seine Söhne sprechen zu müssen, hatte dem Wunsche des Arztes sogleich beigestimmt, trotzdem derselbe ihm mitgetheilt, daß er für die junge Dame eine Einladung nach dem Kupferhammer erhalten habe, wo man ihr das großartige Werk, welches sie längst zu sehen gewünscht, in allen seinen Einzelnheiten zeigen wolle.

Gleich nach acht Uhr war Marie denn auch schon zur Abfahrt gerüstet. Unter einem bescheidenen grauseidenen Kleide die schwellenden Formen ihres elastischen Körpers verbergend, den runden Strohhut mit den einfachen grünen Schleifen und Bändern über den Arm gehängt, trat sie aus dem Hause hervor und suchte den Schatten der Kastanienallee auf, um dem Doktor entgegen zu gehen. Er ließ auch nicht lange auf sich warten. In seiner leichten Kalesche behaglich sitzend, von zwei munteren Pferdchen gezogen, kam er lustig daher gerollt und bald saß Marie neben ihm, worauf der Kutscher dicht vor dem Pförtnerhause in einen Seitenweg lenkte und eine Richtung einschlug, in welcher das Fräulein, so lange es in Holzendorf lebte, noch niemals weit vorgeschritten war.

Es war ein herrlicher Morgen. Der leichte Wind, der noch vor Tagesanbruch geweht, hatte die zu reichliche Feuchtigkeit aufgesogen und jetzt wärmte der heitere Sonnenstrahl die Felder und Wälder, die sich in diesem Sommer so selten des gastlichen Besuches des Himmelsgestirns erfreut hatten. Der Kutscher des Arztes fuhr durch einen uralten Tannenwald; die stämmigen Kiefern, das darunter emporstrebende Farrnkraut, das üppige Moos, welches den ganzen Boden bedeckte, strömte jenen würzigen Duft aus, den man

nur in einem solchen Walde finden kann und der, für unsere Sinne wenigstens, stets etwas Berauschendes gehabt, Etwas, was uns mit geheimnißvoller Macht und unerklärlicher Liebe an den Busen der sprossenden Natur gezogen hat.

Die friedliche Stille, welche die Fahrenden umgab, die balsamische Luft, die sie umfächelte, das fröhliche Gezwitscher der von Zweig zu Zweig flatternden Vögelchen, übten bald ihre Wirkung auf die Gemüther derselben aus. Nachdem Marie dem aufhorchenden Freunde schnell und mit leiser Stimme einen kurzen Ueberblick über die am gestrigen Tage verhandelten Dinge gegeben, dieser gedankenvoll den Kopf geschüttelt und seine Augen zu den Wolken erhoben hatte, als wollte er die verborgenen Rathschlüsse Gottes, die dieser über des Barons Familie verhängt, daraus lesen, ehe sie sich auf die Erde herabsenkten, drückten sie sich, wie im Einverständniß ihres Mitgefühls, herzlich die Hand, wandten dann aber ihre Herzen der Außenwelt zu und bewegten sich auf gebahnter Straße dem Ziele des Tages entgegen.

So rollten sie langsam eine Anhöhe hinauf, welche der breite Fahrweg, der nach dem Kupferhammer führte, durchschnitt. Zur Rechten auf dem Gipfel der Anhöhe erhob sich eine Windmühle, die im frischen

Morgenwinde ihre Flügel lustig und klappernd bewegte, zur Linken stand das Müllerhaus. Als sie mitten zwischen beide gekommen waren, ließ Doktor Millinger das Gefährt anhalten und die Pferde verschnaufen, denn von hier oben aus hatte man einen vollständigen Ueberblick des unten liegenden Thales, in welchem, wie eine kleine Stadt sich schon weit ausdehnend, das gewaltige Hütten- und Eisenwerk mit seinen riesenhaften Hochöfen, Werkstätten und Arbeiterwohnungen lag, aus unzähligen thurmartig emporstrebenden Essen und Schlotten eine Wolke schwarzen Rauches entsendend, der langsam seinen schweren Flug mit dem Winde nahm, um erst am fernen Horizonte allmälig in den Lüften zu verschwinden.

Marien hob sich das Herz, denn sie hatte in ihrem ganzen Leben noch keinen solchen Anblick genossen. Zwar hatte sie in ihrer früheren Heimat bisweilen auch ein ähnliches Werk mit rauchenden Essen besucht, aber das jetzt vor ihr liegende war augenscheinlich ein Riese dagegen und sie sprach dem lächelnden Arzte laut ihre Freude aus, den berühmten Ort zu sehen, wo so viele fleißige Menschenhände sich regten, eine so bedeutsame Arbeit vollbrachten und dem Schooße der Erde ihre so lange unbekannt gebliebenen Schätze entrangen.

Der technische Direktor dieser großen Niederlassung — eigentlich waren es ihrer zwei — der, durch das Vertrauen der reichen Actionäre aus fernem Lande herbeigerufen, erst seit einigen Monaten seine verantwortliche Stellung übernommen, hatte den Doktor Millinger, seinen Arzt, wiederholt gebeten, den Herrn Baron zu vermögen, sich die neuen Maschinen und Werkstätten mit eigenen Augen anzuschauen. Wie wir aber wissen, wäre es ein schwieriges Unternehmen gewesen, den Baron nach dem Kupferhammer zu bringen, obwohl er seit dem Baue der neuen Eisenbahn, seit welcher Zeit überhaupt seine Ansichten über dergleichen Neuerungen einen gewaltigen Stoß erlitten hatten, nicht mehr mit so feindlichen Blicken auf das große Nachbarwerk sah. Als nun aber der Doktor endlich die Einladung an den Baron für dessen Nichte annahm, war man erfreut, die junge Dame auch einmal aus der Nähe zu sehen, von deren Schönheit und Liebenswürdigkeit der gute Doktor oft genug mit Enthusiasmus gesprochen hatte. Vor Allen schien sich die junge Frau des Direktors darauf zu freuen, die, eine Engländerin, ihrem Manne mit ihrem Vermögen in das fremde Land gern gefolgt war, um hier Einrichtungen und Verbesserungen in's Leben zu rufen, die er in ihrem Vaterlande schon Jahre lang als vor-

theilhaft kennen gelernt und praktisch ausgeführt hatte.

Dieser Direktor, Baumann mit Namen, ein Deutscher, aber früher lange in England ansässig, war ein Mann von außerordentlich rührigem Geiste, reich an Erfahrung in seinem Geschäft, hochgebildet durch Reisen und Studien. Er hatte die Dirigentenstelle, wie gesagt, erst vor einigen Monaten angenommen und zwar unter der Bedingung, noch einen zweiten Dirigenten zur Seite zu haben, der ihn in seinem Wirken mit seiner großen geistigen Kraft unterstützen und namentlich die vielen Reisen ausführen könne, die mit diesem täglich durch Erfindungen wachsenden Zweige der Technik nothwendig verbunden waren. Diese Bedingung hatten die Actionäre angenommen und so war denn auch dieser zweite Dirigent vor Kurzem angelangt, der, ein langjähriger jüngerer Freund des ersten, im Monat Juli erst von Amerika angekommen war, wo er lange der Oberleitung großartiger Unternehmungen ähnlicher Art vorgestanden hatte.

Dies jedoch nur im Allgemeinen. Wir werden beide Herren bald näher kennen lernen und fügen nur noch hinzu, daß Doktor Millinger versprochen hatte, die junge Baroneß dem befreundeten Direktor und seiner Gattin auf einen ganzen Tag zuzuführen,

wozu, wie wir wissen, der Baron bereitwillig seine Zustimmung gegeben hatte.

Als der Wagen den Abhang hinunter rollte und allmälig dem Kupferhammer näher kam, nahm man bald an den verschiedenen Einrichtungen der Häuser und Hütten den Zweck des großen Ganzen wahr. Auf dem bald muldenförmig vertieften, bald sich wieder erhebenden Boden, der in seinem Schooße wahre Wunder von Schätzen verbarg, waren eine Menge von Häusern entstanden, in denen die Hüttenarbeiter oder nur solche Leute wohnten, die in naher Beziehung zu dem Werke selbst standen. Die Wege, die durch diese Colonie führten, waren fest chaussirt, denn große Lasten wurden stündlich auf denselben hin und her bewegt. Dabei zeigte der Boden durchweg die schwarze Farbe, schon dadurch die Kohle und den Eisenstein verrathend, die aus der Tiefe der Erde hier an das Tageslicht befördert wurden. Allmälig rückten die Häuser und Häuserchen näher an einander und es zeigte sich fast eine städtische Verbindung unter ihnen, denn immer kleiner wurden die Strecken dazwischen, immer mehr schwanden Gärten und Gärtchen. Zur Rechten dann erhoben sich, den Pyramiden Egypten's, nur in kleinerem Maaßstabe, ähnlich, drei Hochöfen, in denen das rohe Erz geschmolzen und das Metall

von den beigemischten fremden Stoffen gereinigt wird. Diese Hochöfen waren alle mit sehr kunstfertigen Eisenverzierungen, Gittern, Treppen und Balkonen umgeben und dadurch verbunden, und das Mauerwerk, aus dem sie bestanden, war so mächtig und fest erbaut, daß es, wie jene Denkmäler des Alterthums, dem Laufe von Jahrhunderten zu trotzen bestimmt schien. In der Nähe dieser Hochöfen, aus deren oberen Oeffnungen Tag und Nacht helle Flammen gen Himmel emporloderten, bewegte und drängte sich eine unzählbare Menge fleißiger Arbeiter. Alle waren geschwärzt an Gesicht und Händen und Kleidern, Alle aber legten eine Rührigkeit und Emsigkeit an den Tag, die sie mit jenen betriebsamen Thierchen vergleichen ließ, die auch kunstfertige Werke, obwohl aus vergänglicherem Stoff, unter den Bäumen der Wälder aufzubauen verstehen.

An diesen Hochöfen vorbei lenkte der Kutscher in die Hauptstraße der ganzen Niederlassung ein. Denn plötzlich waren die Häuser der Arbeiter zu palastartigen Gebäuden emporgestiegen, in denen die großen Werkstätten sich befanden, worin das gewonnene Metall seine ferneren Umwandlungen erfuhr. War schon an den Hochöfen Bewegung genug bemerklich gewesen, so schien es hier Tumult zu geben. Denn ein un-

möglich zu beschreibendes Gelärm blasender Bälge, pfeifender Röhren, klopfender Hämmer und zischender Gluthströme wogte und tobte hier durch einander. Menschen, riesig von Gestalt, leicht bekleidet, mit Ruß und Kohlenstaub bedeckt, tummelten sich wie die Bienen haufenweise hin und her und man hätte sich in eine unbekannte Welt versetzt geglaubt, wenn man nicht gewußt, was hier geschah.

Aber auch an der größten der Werkstätten rollte der Wagen des Arztes vorüber und näherte sich den Dampfmaschinengebäuden, wo Arbeiten verrichtet wurden, denen die Kraft vieler tausend Menschen nicht gewachsen war. Der sausende Umschwung der Räder, das dröhnende Rollen der Walzen, das Klopfen der Hämmer und alle jene unbeschreibbaren Geräusche innerhalb einer so riesigen Werkstatt erfüllten weithin die Luft mit gewaltigem Gestöhne, die Feuer prasselten, das Eisen glühte, und alle diese gigantischen Kräfte, diese Feuer- und Wassermassen beherrschte, lenkte und regelte der menschliche Geist — der gewaltigste Riese — der in dem kleinen Kopfe des winzigen Menschen eingeschlossen lebt und wirkt.

Marie empfand eine fast kindlich zu nennende Freude, als sie sich so inmitten einer niegeahnten Thätigkeit versetzt sah. Die Menschen schienen ihr

überirdische Wesen zu sein, wie sie so schwere Lasten schleppten, und beinahe hätte sie geglaubt, die Fabel der Werkstätten Vulkans verwirklicht vor sich zu sehen. Wiederholt schaute sie den neben ihr sitzenden Freund an, der an diese Betriebsamkeit schon mehr gewöhnt war, und das großartigste Gefallen sprach sich in ihren lächelnden Mienen und in ihren gerötheten Wangen aus.

„Ja, ja," sagte der Arzt, der ihr Schweigen und ihre Freude richtig deutete, „wenn das Ihr guter Oheim sähe, ich glaube doch, daß er es für etwas Großes hielte, an der Spitze eines solchen Unternehmens zu stehen."

„Er muß es sehen!" erwiderte Marie muthig, „ich werde Alles aufbieten, ihn einmal hierher zu führen."

„Das wird Ihnen schwer werden. Zwei Jahre schon ist das Werk in Betrieb und noch nicht einmal hat er seinen Fuß in seine Nähe gesetzt."

Da fuhr der Kutscher rascher vorwärts und gleich darauf hielt er vor einem schönen, palastartigen Hause, der Wohnung des Dirigenten und des mit der Oberleitung beauftragten Personals. Als man den Wagen mit den erwarteten Gästen vorfahren sah, öffneten sich alle Thüren und ein Theil der Bewohner des schönen

Hauses trat ihnen bis auf die Straße entgegen. Vor Allen zeigte sich die junge Gattin des augenblicklich abwesenden Direktors außerordentlich liebenswürdig bei der Begrüßung der Baroneß von Steinach, sie führte sie durch eine prachtvolle Zimmerreihe, gegen welche die Behausung des reichen Landedelmanns auf Holzendorf ein bescheidenes Landhäuschen war, in einen großen Salon, der mit den kostbarsten Möbeln, mit bunten Sammetteppichen und den herrlichsten Kupferstichen geschmückt war, lauter Gegenstände des modernen Hausluxus, den man in Holzendorf eben so wenig sah, wie ihn Marie bisher kennen gelernt hatte, denn in M . . . waren die von den Beamten bewohnten Zimmer ebenfalls sehr einfach eingerichtet gewesen.

Die Gattin des Direktors Baumann war eine etwas große und hagere, aber dabei recht hübsche Frau mit hellblonden Haaren und lichtblauen Augen, die etwas ungemein Kindliches bewahrt hatten und unbefangen und fröhlich in die Welt schauten, obgleich ihre Haltung einen gewissen natürlichen Stolz und ihr Benehmen eine gemessene Zurückhaltung wahrnehmen ließ. Gegen die junge Baroneß indeß bewies sie sich von liebevollster Zuvorkommenheit, jedoch hätte man, wenn man recht aufmerksam auf ihr Gesicht gewesen wäre, etwas mehr als Neugierde auf dem-

selben entziffern können. Es lag eine Art Spannung und aufgeregter Erwartung in allen ihren Mienen, als sie die weiche Gestalt Mariens umfing, ihr in das holde rosige Gesicht sah und endlich dem tiefen Auge begegnete, welches sich in seiner ganzen Strahlengluth gegen sie erhob. Man hatte sich eben zu einem kleinen Frühstück auf den grünen Sammetpolstern niedergelassen, als der Direktor eintrat und seine Gäste freundlich begrüßte. Er stellte sich als ein kleiner behender Mann mit beweglichen, aber höchst geistreichen Gesichtszügen dar; sein Haar war etwas sparsam und wurde nur mit Mühe über dem Scheitel zusammengehalten. Er mochte etwa vierzig bis fünf und vierzig Jahre alt sein. Auch er beobachtete mit großer Aufmerksamkeit die junge Dame, die jetzt in seinem Hause war, wohin sie zu bringen Doktor Millinger schon lange versprochen hatte; aber in dieser Aufmerksamkeit lag eine mehr Antheil als Neugierde verrathende Ergebenheit. Namentlich, wenn Marie ihr Gesicht seiner Gattin zugekehrt hatte, hielt er seine Augen stets auf dasselbe gerichtet, gleichsam als suche er Gelegenheit, dieses schöne, rührende und intelligente Gesicht so recht mit Muße zu betrachten und aus ihren leiblichen Zügen auf die Regungen ihrer Seele zu schließen.

In seinem Tone gegen die junge Dame lag eine weiche und ergebene Herzlichkeit, es klang etwas Rührendes oder Gerührtes hindurch, der Redende schien, während er Worte hören ließ, die seine Anwesenheit verkündeten, doch mit seinen Gedanken wo anders zu weilen, und so nahm seine Rede etwas Sinniges, Verschleiertes an, was einen nicht unangenehmen Eindruck hervorbrachte und den Arzt, der freudig die guten Wechselwirkungen bemerkte, die Meinung fassen ließ, der Direktor, den er doch schon kannte, so lange er am Orte war, sei von dem ehrenvollen Besuche der jungen Dame tiefer ergriffen, als er selber erwartet hatte. Im Allgemeinen waren Herrn Baumann die Verhältnisse des benachbarten Edelmanns bekannt, denn im Kupferhammer lebte man nicht so einsam und zurückgezogen wie auf Holzendorf; in diese regsame Colonie drangen die Ereignisse der großen Welt und das Leben und Weben der benachbarten Familien schneller ein, als in das Gut des Barons; man nahm innigeren Antheil an dem Schicksale der Menschen, auch wenn man sie nicht von Angesicht gesehen hatte oder mit ihnen verwandt war, denn man fühlte sich aus einer höheren Sympathie mit allen Lebendigen verbunden, man schloß sich hier nicht wie in dem Edelhofe in ein streng von aller Welt geschiedenes

Mysterium eines eximirten Standes ein, man war mit einem Worte Mensch in weitester Bedeutung, empfänglich für alle Bildung, zugänglich für alles Geschehende und die ganze Welt mit den Augen des Geistes wie mit dem Herzen zugleich umfassend. So kannte der Direktor wohl die Abneigung, die sein edler Nachbar gegen sein Eisenwerk hegte, er wußte, daß dasselbe ihm ein Dorn im Auge war, aber da er als gebildeter Mann einsah, daß diese Abneigung nur aus Unkunde mit der Leistungsfähigkeit des Kupferhammers und aus unbesiegbarem Stolze entstanden war, so bemühte er sich unablässig im Stillen um so mehr, die Vorurtheile des Barons zu bekämpfen und ihn allmälig in die Kreise seiner Lebensanschauung hinüber zu ziehen, wozu der durch den Doktor Millinger herbeigeführte Besuch der Nichte des Herrn von Holzendorf wahrscheinlich den ersten Schritt gethan hatte.

Nachdem das Frühstück unter heiterem Gespräche beendet war, erhob sich Doktor Millinger und empfahl die Baroneß dem Schutze der Dame des Hauses. Er selbst beabsichtigte seine Fahrt fortzusetzen und in der Umgegend mehrere seiner Patienten zu besuchen, versprach aber zum Mittagessen zurück zu sein, seine Kranken in der Fabrik selbst am Nachmittag zu sehen und dann bis zum Abend mit Marie bei der befreun-

deten Familie zu verweilen. Er nahm Abschied und fuhr davon. So war Marie allein geblieben unter den ihr bisher so fremden Personen, aber sie fühlte sich kaum fremd bei ihnen, denn in ihrer einfachen Natur lag es nicht, freundlichen Begegnungen kalt gegenüber zu stehen und die wohlthuenden Empfindungen zu verbergen, derer ihr Herz gegen Menschen fähig war, die sich ihr von einer theilnehmenden Seite zeigten.

Ein aufmerksamer Beobachter jedoch hätte gleich nach der Abfahrt des Arztes eine bedeutsame Veränderung der Wirthe gegen ihren weiblichen Gast wahrnehmen können. Kaum hatte der Doktor das Zimmer verlassen, so verdoppelte sich die Aufmerksamkeit, man hätte sagen können, die Zärtlichkeit des Direktors und seiner Frau gegen die junge Dame. Ihr Gespräch nahm eine noch zutraulichere Färbung an, man sprach mit herzlicher Theilnahme von dem abgeschlossenen Leben der jungen Dame auf dem einsamen Gute ihres Oheims und erkundigte sich mit ungemeiner Liebenswürdigkeit nach ihren Neigungen, ihren Vergnügungen, so wie endlich nach verschiedenen Verhältnissen des von aller Welt abgeschieden lebenden Gutsherrn. Marie, wohlthätig angehaucht von so ungewohnter Güte, überließ sich ganz ihrem anschmiegsamen

Naturell, sie gab sich wie sie war, aufrichtig, einfach und liebevoll, so daß man sich in der nächsten Viertelstunde schon um ein Bedeutendes innerlich näher gerückt war. Namentlich Marie fühlte sich bald durchaus heimisch unter den ihr bisher so unbekannten Menschen, sie vergaß ihren stillen Kummer und gab sich mit Wärme den freundlichen Eindrücken eines neuen Lebens hin.

Allmälig und unvermerkt jedoch wurde das Gespräch abgerissener, und vielleicht auch absichtlicher; der Direktor sowohl wie seine Frau schienen etwas zu erwarten, was nicht stattfand, sie warfen sich dann und wann einen forschenden Blick zu und richteten ihr Auge nach der Thür, als hofften sie, dieselbe werde sich öffnen und irgend Jemand eintreten. Auch dem gebildetsten Menschen, der sich mit vollkommener Geistesgegenwart in jederlei Lage zu finden weiß, kann ein solcher Zustand, wie wir ihn hier erwähnen, ein Hinderniß der in Gang gebrachten Unterhaltung werden; man fühlt sich gepeinigt durch das Ausbleiben einer Person, durch das vergebliche Erharren eines Gegenstandes, dessen man innerlich bedürftig ist. Endlich schien Herr Baumann etwas ungeduldig zu werden. Er erhob sich von seinem Sessel, ging nach der Thür, öffnete sie und blickte hinaus. Gleich darauf

trat er wieder in Marie's Nähe, behielt jedoch die Thür fortwährend im Auge.

„Erwarten Sie noch Jemand?" fragte Marie auf die einfachste Weise, da ihr seit einiger Zeit jener peinvolle Zustand des liebenswürdigen Ehepaars nicht entgangen war.

„Ja, eigentlich doch," äußerte der Direktor etwas verlegen, wie Jemand, der sich nicht gern errathen sieht und doch keinen rechten Grund hat, sein Benehmen zu verhüllen — ich erwarte meinen Freund und Collegen, den Geschäftsführer Hübner, und ich wundere mich, daß er nicht schon bei uns ist, wie er versprochen hat. Allein es giebt so viel bei uns zu thun und wir finden so selten eine freie Minute, um uns den Genüssen des Lebens hinzugeben, daß auch wohl diesmal Herr Hübner eine Abhaltung gefunden haben mag."

„Dann störe ich Sie doch wohl nicht?" fragte Marie, indem sie in offenherzigster Weise ihr Auge ganz gegen den vor ihr stehenden Mann aufschlug.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein. Mich selbst drängt die Arbeit nicht so sehr, wenigstens heute nicht, denn ich habe für diesen Tag gerade eine Pause in meinen Geschäften eintreten

lassen; — die große Maschinerie unseres Werkes geht nichtsdestoweniger ihren regelmäßigen Gang fort."

„Sie werden einen sehr liebenswürdigen Mann kennen lernen," nahm die Engländerin das Wort auf, „und dabei einen sehr brauchbaren Arbeiter. Herr Hübner ist die Seele des ganzen Kupferhammers."

„O ja," sagte der Direktor, wie zu sich selbst.

Marie verbeugte sich nur ein Wenig gegen die Dame des Hauses, als stimme sie ihrer Ansicht über den erwähnten Unbekannten bei. „Ist das der Herr," fragte sie, „von dem mir Doktor Millinger gesagt hat, daß er auf den Rath und Wunsch Ihres Herrn Gemahls hierherberufen sei?"

„Nicht allein auf meinen Rath und Wunsch, mein gnädiges Fräulein, sondern ich selbst habe nur unter der Bedingung meine hiesige Stelle angetreten, daß Hübner die zweite Dirigentenstelle übernähme. Wir haben seit Jahren unsere Studien gemeinschaftlich getrieben, haben gleiche Erfahrungen gesammelt, haben zusammen Europa und Amerika bereis't — und alles Das knüpft fest an einander, mein Fräulein."

„Das glaube ich wohl. Herr Hübner ist ein Deutscher, seinem Namen nach zu schließen, nicht wahr?"

„Ja wohl, er ist ein Deutscher, wie ich, er hat aber eben so lange außerhalb wie in seinem Vaterlande gelebt.“

„Nun bleibt er aber wohl für immer hier?“ fragte Marie weiter, um das Gespräch nicht in's Stocken gerathen zu lassen.

„Ich denke es. Ja. Er ist nur noch bisweilen auf Reisen, bald aber wird er seine Verhältnisse in der Residenz geordnet haben und dann bleibt er Ihr Nachbar, mein gnädiges Fräulein.“

„Also stammt er aus der Residenz?“

„Nein, doch nicht. Er hat nur Familienangelegenheiten daselbst zu ordnen — was giebt's?“

Die letzte Frage galt einem Diener, der gerade zu rechter Zeit für den zuletzt Redenden in das Zimmer getreten war und die Worte an die Frau vom Hause richtete, ob Herr Hübner nicht störe, wenn er seinen Besuch abzustatten sich erlaube?

Der Diener erhielt den Bescheid, daß Herr Hübner willkommen sein werde, und trat ab. Einen Augenblick darauf öffnete sich die Thür und eine Gestalt ward in derselben sichtbar, bei deren Anblick sich Marie unwillkürlich von ihrem Sitze erhob.

Herr Hübner war ein etwa zweiunddreißig Jahre alter Mann von der schönsten Mannesgröße. Er war

von starker, breiter Brust und man sah ihm auf den ersten Blick die große Muskelkraft an, die er sich wahrscheinlich bei Ausübung seiner schweren Arbeit erworben hatte. Er war schwarz gekleidet, vom Kopf bis zu den Füßen, eine Farbe, von der die blendende Weiße seiner feinen Wäsche und Handschuhe um so mehr abstach. Diese große Gestalt wurde gerade und mit einer Würde aufrecht getragen, die ihr angeboren zu sein schien, so natürlich war sie ihr. Zu dieser großen kräftigen Gestalt paßte auch ganz der ausdrucksvolle Kopf, der die Schultern dieses Mannes zierte. Denn er war von ovaler Form, eher klein als groß, und drückte in seiner Haltung schon eine unläugbar geistige Uebergewalt aus. Sein Gesicht, zum Blassen geneigt, war nichtsdestoweniger lebensfrisch und warm; von einem starken schwarzen, sehr wohl gepflegten Barte eingefaßt, der sich oberhalb der Wangen an das glänzende Lockenhaar anschloß, sah es wie ein schönes, klares Bild aus seinem dunkelen Rahmen hervor. Das große braune Auge leuchtete hell und fest den vor ihm Stehenden entgegen; seine, Entschlossenheit und Muth verrathenden, kräftigen Lippen verschwanden fast unter dem dichten Schnurrbarte, ließen aber beim Sprechen oder Lächeln um so mehr die schönsten Zähne erkennen, die ein solches Gesicht

zu zieren vermögen. Etwas aber, was dem eintretenden Mann vor allen Dingen eigenthümlich war, was wir aber im ersten Augenblicke nicht wahrnehmen können, da er sich erst schweigend nach allen Seiten verbeugte, war seine Stimme. Diese Stimme hatte einen mächtigen, tiefen und doch weichen, bis in die Seele des Hörenden vibrirenden Klang. Und in der That, die menschliche Stimme, zumal der Ausdruck, mit welchem ein Mensch spricht, der Accent, welchen er auf jedes Wort legt, giebt dem Menschenkenner viel Aufschluß über Den, welcher redet. Seine Geistes- und Herzensbildung, sein Charakter, seine innerste Seele verräth sich dadurch. Will man wissen, wieviel Werth auf das Organ der Sprache zu legen sei, so frage man einen Blinden, der selber Bildung besitzt, und man wird erstaunen, wie genau dieser einen Menschen nach seiner Art und Weise zu reden taxirt. Ein solcher Blinder hätte gewiß nach dieser Stimme, wenn er sie gehört, Gutes geurtheilt. Einen ähnlichen Eindruck brachte sie auf die junge Baroneß hervor, die sich sagen mußte, daß sie noch nie in ihrem Leben einen Mann gesehen, der mit einer so schönen äußeren Erscheinung eine zugleich so bedeutende männliche und gediegene Persönlichkeit verband, dessen Bewegungen, mochten sie noch so geringfügig sein, die

Kraft verriethen, die in seinem Geiste wie in seinem Leibe lebte, dessen ganzes Wesen das nicht absichtlich zur Schau getragene, aber innerlich empfundene Bewußtsein aussprach, welches das Gefühl der eigenen Würde und des wahrhaften Werthes einem Menschen allein verleihen kann.

Dieser Mann — fügen wir es gleich hier hinzu — hatte auch gelebt, aber sein Leben war dem Wohle der Menschheit, dem Segen der Arbeit und dem eigenen Fortschritt geweiht gewesen. Er hatte die Welt durchstreift, nicht um ihre Genüsse und Freuden auszubeuten, sondern um die Quellen des allgemeinen Gedeihens zu durchforschen, um den großen Zwecken der Menschheit nachzustreben und das Leben selbst zu einer eben so edlen wie bedeutungsvollen Aufgabe zu machen.

Mit einer solchen Persönlichkeit begabt zeigte sich Herr Hübner, und nur Eins vielleicht hätte ein streng aristokratisches Auge an ihm tadeln können — denn im Uebrigen gab er keiner vornehmen Erscheinung etwas nach — und das waren seine Hände. Diese ziemlich großen Hände, obwohl von untadelhafter Weiße und Weichheit, sagten, nachdem er seine Handschuhe ausgezogen hatte und von dem angebotenen Frühstücke zulangte, dem kundigen Beobachter augen-

blicklich, daß sie ihre Größe und Kraft ihrer Arbeit verdankten, daß sie fleißig gewesen waren, daß sie tüchtig angefaßt hatten, daß mit ihrer Hülfe allein der Mann Das geworden war, als was wir ihn gegenwärtig vor uns stehen sehen.

Als Marie Herrn Hübner in ihre Nähe kommen und sich ehrerbietig gegen sie verbeugen sah, vergaß sie beinahe die Erwiderung dieser Verbeugung, — so groß war der Eindruck, den er auf sie machte. Augenblicklich hatte sie mit ihrer angeborenen Fassungsgabe erkannt, daß er ein stolzer, ein mit vollem Bewußtsein seiner schweren Pflichterfüllung auftretender Mann war — und diese Männer sind immer stolz, obgleich sie niemals mit diesem Stolze Jemanden verletzen, der ihn zu würdigen versteht. Anfangs, nachdem die ersten begrüßenden Worte gesprochen waren, glaubte sie sein Auge mit einer gewissen Strenge auf ihr Gesicht gerichtet; je länger er sie aber betrachtete, und er that dies mit einer fast auffallenden, obwohl edlen Dreistigkeit und Ausdauer, um so mehr schmolz diese Strenge in eine freundliche, beinahe wehmüthige Milde um, und nur der Ernst, der über sein ganzes Wesen gebreitet war, blieb an ihm haften, jetzt wie auch immer.

So entwickelte sich denn allmälig ein allgemeines

Gespräch über verschiedene naheliegende Dinge, und es war natürlich, daß der Kupferhammer den hauptsächlichsten Gegenstand desselben bildete. Marie, wunderbar scheu geworden, was im gewöhnlichen Leben gar nicht in ihrer Natur lag, that einige unbestimmte Fragen, aus denen Herr Hübner die Neigung entnahm, daß sie das Innere der großartigen Fabrikwelt betrachten möchte, weshalb er unumwunden die Frage aussprach, ob das gnädige Fräulein wünsche, noch vor Tische umhergeführt zu werden. Marie, froh, aus der gegenwärtigen Beschränkung heraus zu kommen, stimmte sogleich bei und man erhob sich. Der Direktor selbst verließ bald die Gesellschaft, um verschiedene Geschäfte zu besorgen, und so blieb Herrn Hübner allein die Sorge überlassen, die Damen umherzuführen. Der Frau des Direktors schloß sich im Vorzimmer eine ältliche Dame an, die ihre Gesellschafterin war, und so bot Herr Hübner der Besuchenden seinen Arm an, nachdem er einen dichten wollenen Plaid von einem Stuhle des Corridors genommen und über seinen freien Arm gelegt hatte. Marie nahm das Gebotene dankbar an und so schritt man durch den kleinen Blumengarten, der hinter dem Wohngebäude lag, der Fabrik zu.

Herr Hübner erwies sich auf diesem stundenlangen

Rundgange als ein eben so gefälliger und unterrichteter wie lehrreicher Führer. Er begann seine Unterweisung mit dem Uranfang des ganzen Eisenwerks, mit der Gewinnung des Metalls und der Kohlen aus den verborgenen Schachten der Erde. Schon der Weg zu diesen dunklen und geheimnißvollen Oertern war interessant genug. Zuerst trat man durch ein eisenvergittertes Thor in den ungeheuren Hof der Anstalt ein. Auf diesem weiten, offenen Raume, der merklich wärmer war, als die äußere freie Luft, weil die Gluth der geöffneten Fabrikgebäude unaufhaltsam in denselben einströmte, herrschte ein reges Leben. Noch beinahe glühende Eisenplatten lagen lang ausgerollt auf dem Erdboden oder wurden eben ausgerollt, um sich in der kälteren atmosphärischen Luft abzukühlen. Viele Menschen, namentlich Knaben, waren mit dieser vergleichsweise leichten Arbeit beschäftigt. Vorsichtig die junge Dame an den heißen Eisenstücken vorüberführend, gelangte man an eine kleine hölzerne Hütte, welche die Oeffnung bedeckte, die in das Innere der Erde führte. Herr Hübner erklärte mit wenigen Worten die Art und Weise, wie die Kohlen und das Eisenerz, welches an Ort und Stelle Rotheisenstein war, gewonnen und an die Oberfläche der Erde geschafft wurde. Nachdem er der Baroneß die Erzstücke vorge-

zeigt und ihren Gehalt an Metall bestimmt, führte er sie nach den zunächst stehenden Hochöfen, wo, wie schon erwähnt, das rohe Erz in seine einzelnen Stoffe zerlegt und das darin befindliche Metall gereinigt und geschmolzen wird. Er erklärte ihr alle dabei vorgehenden Prozesse, ließ vor ihren Augen das geschmolzene Eisen in glühenden Strömen in die bestimmten Formen laufen und begab sich dann weiter in die geschlossenen Werkstätten, um sie die Vorkehrungen sehen zu lassen, denen das nun zur Verarbeitung geschickt gemachte Metall in seinen ferneren Umwandlungen unterworfen wird. So gelangte man zu dem Hauptgebäude des ganzen Kupferhammers, einem unermeßlichen, weiten und hohen Raume, in dem das schwarze Reich Vulkan's erst recht zu Hause war, denn sobald man in dasselbe eingetreten, befand man sich in einer neuen, gewiß nicht schönen, aber wahrhaft bewunderswerthen Welt. Eine zahlloser Menge glühender Oefen, Puddelöfen genannt, strömten eine wahre Gluthhitze aus; Hunderte von Menschen, nur leicht bekleidet und von Ruß geschwärzt, mühten sich im Schweiße ihres Angesichts, eine nie gesehene und hier kaum zu beschreibende Arbeit zu fördern. Das Schlagen ihrer Hämmer, das zischende Getön des erhitzten Eisens, wenn es aus einer Gluth in die

andere geräth und noch roth glühend zuletzt an's Tageslicht gelangt, das blasende Geräusch der Windzüge, das schwirrende Gelärm der durch Dampf in volle Schwungkraft gesetzten Räder tönte durch das ganze Haus. Keines einzelnen Menschen Stimme ward dabei vernommen, jeder arbeitete stumm, emsig, mit gespanntester Aufmerksamkeit. Kaum wandte hier und da ein triefender Arbeiter das funkelnde Auge auf den hier selten gesehenen Besuch, denn ein einziger Fehlblick, eine einzige unachtsam verstrichene Sekunde konnte das Leben Vieler gefährden.

Nachdem Herr Hübner den Damen das aus den Hochöfen gekommene und entkohlte Eisen gezeigt, wie es durch Riesenhämmer in Ballen verarbeitet, schweißbar und zu weiterer Wandelung geschickt gemacht wird, führte er sie zu den Walzen von vielfach verschiedener Form. Er ließ einen dicken länglichen Stab, in welchen ein unter dem Hammer befindlicher Eisenklumpen verwandelt war, zwischen ein Walzenpaar bringen und daraus in unglaublich kurzer Zeit eine Eisenbahnschiene formen, in welche ein mit der größten Ruhe auf und nieder gehender Stempel die Löcher bohrte, als wäre das harte Eisen nur weiches Wachs. Nachdem sie dann noch die sogenannten Krokodilszähne bewundert, eine Art riesiger Scheeren von dreißig

Centnern Schwere, die zolldicke Eisenplatten wie ein Blatt Papier durchschneiden, zeigte er ihr das Ziehen des Drahtes, das Schmieden von Eisenstäben mit der Hand und dem Hammer und mehrere andere Verrichtungen, die wir hier nicht genauer beschreiben wollen, um den Leser, der gewiß dergleichen gesehen, nicht zu ermüden.

Herr Hübner blieb an jedem Orte stehen, wo es etwas Neues zu sehen und zu erklären gab, und das war beinahe bei jedem Schritte der Fall. Mit kurzen und kräftigen, die Hammerschläge übertönenden Worten setzte er dem jungen Mädchen Zweck und Gegenstand des sichtbaren Schaffens auseiander, und immer war er bemüht, sie fern von aller Gefahr auf diejenigen Punkte zu stellen, wo sie sicher und genau das Hauptsächlichste überschauen konnte. Marie, stumm, — ob vor Erstaunen über Das, was sie zum ersten Male in so großartigem Maaßstabe sah, oder aus einem anderen Grunde, wollen wir hier nicht zu enträthseln versuchen. — trat wie in einer Traumwelt an der Seite ihres Führers einher, und wer ein Auge dafür gehabt, hätte bemerken können, wie schön und wunderbar sich neben der kräftigen Gestalt des denkenden Mannes die holdselige, zarte und fühlende Jungfrau ausnahm.

So hatte sie in einer Stunde Viel gesehen und stets war Herr Hübner vorzüglich bedacht gewesen, die unerfahrene Schülerin auf die Kräfte aufmerksam zu machen, welche der Mensch zu wecken verstand, um mittelst seines hervorragenden Geistes das Gewonnene wieder zu höheren Zwecken zu verwenden. Nie in ihrem Leben war ihr dieser Geist des Menschen so schöpferisch, nie die Kraft des Arms so bedeutungsvoll und siegreich erschienen; in einer solchen Welt zu leben und zu wirken, zu so wichtigen Zwecken zu arbeiten, trat ihr jetzt zum ersten Male als ein würdiges Bestreben einer männlichen Seele vor das staunende Auge. Denn aus dieser Werkstatt strömten in die weite, weite Welt jene herrlichen Werke der Industrie und Technik, welche die Menschheit in zehn Jahren um ein Jahrhundert vorwärts gebracht haben, die Arme der tausend hier gegenwärtigen Menschen und der Geist der Wenigen, der sie befeuerte und lenkte, arbeiteten für Millionen, indem sie ihnen Bequemlichkeiten, nothwendig gewordene Bedürfnisse und Mittel zum genußreichen Leben boten.

„Was ist Das?" flüsterte Marie, indem sie auf einen riesigen Amboß zeigte, auf dem ein Hammer, der mehr wie eine gigantische Streitaxt aussah, lag. „Wozu dient dieser Hammer, und giebt es einen so

starken Menschen, der ihn heben und damit irgend ein Werk verrichten könnte?" Und sie zitterte dabei, indem sie dies fragte, kaum wagend, zu dem belebt ernsten Gesicht ihres Führers aufzuschauen.

Herr Hübner lächelte. Er lös'te sanft seinen Arm von dem ihrigen los, gab einem Jungen seinen Plaid zu halten und stellte sich mit ausgebreiteten Schenkeln vor dem Amboß auf. Dann den kolossalen Hammer mit beiden Händen ergreifend, hob er ihn, erst versuchsweise, dann mit einem Male mächtig und blitzschnell in die Höhe und ließ ihn dröhnend auf eine Eisenstange niederfallen, welche sogleich zwei Riesen, beinahe so gewaltig wie er und seine Absicht errathend, mit großen Eisenzangen an beiden Enden gepackt hatten. Der Hammer hatte sein Ziel erreicht, das Eisen war in zwei Theile mitten durch gespalten und matt lächelnd machte der starke Mann der bewegten Dame seine Verbeugung.

Marie sprach nicht mehr, sie wagte keine weitere Frage vorzubringen; die Kräfte der Maschinen und Menschen, derer Wirkung sie hier gesehen, gingen über ihre Vorstellung des Möglichen. Unwillkürlich ergriff sie wieder den Arm ihres Führers, der sie nun durch die anderen Räume leitete, bis sie endlich in das letzte Arbeitshaus traten, wo die roheren Stücke ge-

feilt, geglättet und zu ihrer näheren Bestimmung zugerichtet wurden.

So war man an das Ende des Ganzen gelangt. Ehe man aber wieder in's Freie trat, legte Herr Hübner der jungen Dame den Plaid um die Schultern und hüllte sie vorsichtig in die Falten desselben ein, denn die warme Augustluft war kühl gegen die Gluth in den inneren Räumen der Werkstätten. Marie ließ sich schweigsam diese zarte Aufmerksamkeit gefallen; sie war immer stiller und nachdenklicher geworden und erst hier bemerkte sie, daß sie mit ihrem Führer allein war, denn die beiden anderen Damen hatten die Hitze nicht ertragen können und waren schon früher aus den oft gesehenen Arbeitsräumen getreten.

Als man im Wohnhause angelangt war, überließ Herr Hübner die Baroneß den Damen des Hauses, während er selbst sich aus dem Zimmer entfernte. Als Marie sich von ihrem Begleiter verlassen sah, dünkte sie sich plötzlich aller menschlichen Hülfe beraubt und als sei die Kraft, die sie so eben in Gestalt des schönen Mannes beschützt, auch aus ihrer eigenen Brust gewichen. Von einer nie empfundenen Mattigkeit und Beklommenheit befallen, sank sie in einen schwellenden Sessel und blieb längere Zeit, nur mit ihren innersten Gedanken beschäftigt und kaum hörend, daß

neben ihr gesprochen wurde, unbeweglich darauf sitzen.

Da rollte ein Wagen vor das Haus. Die beiden Damen, die außer der Baroneß im Zimmer weilten, traten an's Fenster. „Doktor Millinger!" hörte Marie rufen. Als dieser Name in ihr Ohr drang, der sie an die Außenwelt, an Holzendorf, an ihre persönlichen Verhältnisse erinnerte, seufzte sie beinahe, erhob sich jedoch maschinenmäßig und ging dem Freunde entgegen, der sogleich mit seiner gewöhnlichen Munterkeit die Zurückgebliebenen begrüßte und tausend Fragen an das Fräulein richtete, von denen fast keine einzige vollständig beantwortet wurde.

Gleich darauf traten der Direktor und Herr Hübner wieder ein. Eine große Flügelthür ward geöffnet und man sah im Nebensaal die Mittagstafel bereitet. Die Herren führten die Damen ein; Marie ward, ohne zu wissen, wie es geschah, abermals die Nachbarin ihres vorigen Begleiters. Während des Mahles drehte sich das Gespräch fast gänzlich um die geschäftliche und kaufmännische Seite des Kupferhammerwerkes, wohin es namentlich der Arzt zu bringen strebte, um sich von den bestehenden Verhältnissen zu unterrichten. Zwar versuchte Herr Hübner verschiedene Male, es auf etwas Anderes zu lenken, auf die

benachbarten Güter, den Bau der neuen Eisenbahn und andere den Damen zugänglichere Dinge, aber der hartnäckige Doktor hielt sein Geldgespräch fest und schloß endlich damit, geradezu auszusprechen: sein Vertrauen in die Rentabilität des Eisenwerks sei so groß, daß er den bedeutendsten Theil seines kleinen Vermögens auch hineinstecken werde.

„Sie können nichts Gescheidteres thun, mein lieber Doktor,“ sagte der Direktor, „denn wir, das heißt Hübner und ich, die mit die ersten Actionäre des Unternehmens waren, obgleich wir weit entfernt von hier lebten, haben jetzt schon zehn Procent gezogen, und wenn die Eisenbahn erst hier vorbei läuft, können wir in einigen Jahren sicher auf das Doppelte rechnen.“

„Zwanzig Procent!“ sagte der Doktor nachdenklich. „Tausend Element! Das wäre was für unsern Herrn Baron! Denken Sie, gnädiges Fräulein, zwanzig Procent!“

Aber kein Mensch erwiderte ein Wort auf diesen Ausruf; mochte es nun sein, daß Alle den Widerwillen des benachbarten Edelmanns gegen dergleichen Geschäfte und besonders gegen den Kupferhammer kannten und achteten, oder mochte ihr eigener Gedankengang sie von dem angeregten Gegenstande fernhalten.

So verging das Mittagsmahl ziemlich still und gleich darauf begab man sich in den Garten, um den Kaffee zu trinken. Wenn Doktor Millinger die junge Baroneß mit nach dem Kupferhammer genommen hatte, um ihre Gedanken von ihren traurigen häuslichen Angelegenheiten abzuleiten und ihr eine lebensfrische Zerstreuung zu bereiten, so war ihm das vollkommen gelungen — sogar beinahe noch mehr als das, denn Marie hatte sich nicht allein zerstreut, sondern sie war auch zerstreut geworden. Das bemerkte der gute Doktor jetzt schon im Garten, wo sie am Arme der Engländerin auf- und niederging, eine Blume an die Lippen drückte und, ohne vielleicht zu wissen was sie that, mit ihren weißen Zähnen ihr nach und nach alle Blätter abpflückte. Sinnend schaute sie dabei vor sich nieder und doch merkte man ihr an, daß sie Nichts von Allem sah, was vor ihren Augen lag. Allein man konnte sich darüber kaum wundern. Hatte sie doch so viel, so sehr viel an einem Tage, in wenigen Stunden gesehen, was von ihrer bisherigen Lebensweise so weit abwich, und alles Das drehte sich nun in ihrem Köpfchen herum, und sie konnte es unmöglich so rasch ordnen, wie es ihr von allen Seiten reichlich von Neuem zuströmte.

Was man auch hier im Garten, auf und ab-

gehend oder um den Kaffeetisch sitzend, sprach — vom Baron auf Holzendorf ward kein Wort mehr gesprochen und der Arzt war der Einzige gewesen, der, wie wir so eben gehört, seiner vorübergehend Erwähnung gethan hatte. So gesprächig Herr Hübner auch vorher gewesen war, jetzt sah man auch ihn in tiefes Schweigen versunken. Ernst, mit nachdenklicher Miene, saß er, langsam und fast mechanisch seine Cigarre rauchend, da; er wußte in diesem Augenblick vielleicht selbst nicht, was er that. Bisweilen schien er sich zusammenraffen und eine Frage aussprechen zu wollen, aber kein hörbares Wort kam über seine Lippen. Je weiter der Nachmittag vorschritt, und je näher also die Scheidestunde des Besuches aus Holzendorf heranrückte, um so aufmerksamer betrachtete er die herrliche Gestalt, das reine, edelgeformte Gesicht der ihm gegenübersitzenden Baroneß. Jeden Zug schien er an ihr durchforschen, jede Miene entziffern zu wollen, und das wurde ihm um so leichter gemacht, da Marie ihre Augen, wie gewöhnlich in sinnenden Momenten, niedergeschlagen hielt und mehr in sich selbst als in die Welt hinaus schaute.

Da das Mittagsessen zu später Stunde eingenommen war und etwas lange gedauert hatte, so war der Nachmittag schneller als man dachte vergangen.

Die Sonne sank schon sichtbar tiefer im Westen und eine kühlere Luft fächelte durch den eingeschlossenen Garten. Der Doktor mahnte zum Aufbruch und in Anbetracht der etwa stundenlangen Rückfahrt über die Berge — während der Fußweg um die Hälfte kürzer war — bat Niemand, die Abreise noch länger hinausschieben zu wollen. Bald war Marie in ihre warmen Tücher gehüllt und hatte den freundlichsten Abschied von Allen genommen. Bitten und Versprechungen auf baldige Wiederholung des Besuchs waren ausgetauscht und Marie hatte sogar den Wunsch laut werden lassen, die Gattin des Direktors nächstens in Holzendorf zu sehen.

„Das wird ein frommer Wunsch bleiben!" dachte Doktor Millinger, als er ihn aussprechen hörte, „denn es müßte wohl etwas Bedeutendes geschehen, ehe der Baron nach dem Kupferhammer käme oder einen Bewohner desselben auf seinem Gute willkommen hieße."

Der Wagen fuhr vor und die Besuchenden stiegen ein, von herzlichen Worten und Wünschen begleitet. Marie hörte oder verstand fast keine Sylbe, denn ihre Augen waren wie gebannt auf alle vor ihr liegenden Einzelnheiten des Ortes gerichtet, den sie so früh schon verlassen mußte. Sie schien sich nicht von ihm trennen zu können. Endlich entriß sie sich mit Gewalt

ihren geheimen Betrachtungen, wandte das wehmüthig lächelnde Gesicht auf die den Wagen Umstehenden und blickte sie auf eine Weise an, daß Niemand sobald diesen Blick vergaß. Da zogen die Pferde an und der Wagen rollte davon. Der Direktor und seine Frau blieben vor der Thür stehen, so lange sie ihn sehen konnten; als er aber ihren Augen entschwunden war, wandten sie diese Augen auf sich selber und tauschten einen nur ihnen allein verständlichen Blick aus. Als sie sich aber gleich darauf umdrehten, um nach ihrem Gefährten, Herrn Hübner, zu sehen, fanden sie ihn nicht mehr vor, denn er war unmittelbar nach der Abfahrt des Wagens in eine der Werkstätten getreten, wo ihn sogleich das Rauschen und Brausen der schwirrenden Räder umgab und eine Thätigkeit herrschte, die mit den Gefühlen des menschlichen Herzens nichts gemein zu haben schien.

„Ein wichtiger Tag für Hübner, ohne Zweifel!" sagte der Direktor, als er seine Gattin in das Haus zurückführte. „Wer hätte sich auch von dem Engel eine richtige Vorstellung machen können, den uns der Doktor da in's Haus geführt hat!"

„Nun," erwiderte die Frau, „er hatte uns ja gleich gesagt, daß er uns etwas Seltenes und Schönes zeigen würde."

„Ja, das hat er freilich gesagt, aber dergleichen hört man so oft, daß man selten an den Buchstaben glaubt. Was werden wir nun erleben, Katy, was meinst Du?“

„Gott allein weiß es! — Aber warum ist Hübner so schnell weggegangen?“

„Mein Kind, es wird ihm nicht viel anders ergehen als uns. Er fragt sich vielleicht auch in diesem Augenblick: „Was nun?“ und beantwortet sich die Frage mit Deinem: „Gott allein weiß es!“ Ja, Er allein weiß es; und Das muß uns Menschen für's Erste genug sein. — Will er morgen schon wieder nach der Residenz?“

„Er hat nicht wieder davon gesprochen; möglich, daß er, nachdem dieser Besuch dagewesen, seinen Entschluß geändert oder aufgeschoben hat.“

„Nun, wir werden es bald hören. Gott gebe seinen Segen zu allen diesen Unternehmungen! Er spielt ein gewagtes aber auch ein schönes Spiel. Gott helfe ihm!“

Mit diesen Worten ging der oberste Leiter der Anstalt in sein Bureau und ließ seine Gattin, sinnig vor sich hin lächelnd, wie Frauen zu thun pflegen, wenn sie einen geheimen Gedanken verfolgen, der Angenehmes verspricht, in ihrem Zimmer zurück.

Als der Wagen des Doktors durch die Arbeitercolonie heimwärts rollte, herrschte in derselben ein so reges Leben, wie es sich nur zweimal des Tages, Morgens und Abends, darin zeigte. Die Tagesarbeiter hatten ihre Pflicht erfüllt und die Nachtarbeiter löſten sie ab. Die Ersteren, denen ihre Frauen und Kinder bis an das große Thor entgegengekommen waren, zogen langsam und ermüdet in stillen Gruppen nach ihren Häuserchen; die Letzteren, auch bisweilen von den Ihrigen begleitet, traten in behenderem Schritte einher, denn sie hatten sich ausgeruht und der fleißige und denkende Arbeiter freut sich seiner Arbeit und schreitet mit Lust auch der schwierigsten Aufgabe entgegen. Doktor Millinger machte seine junge Freundin auf diese verschiedenen Züge aufmerksam und sprach mit innerer Wärme von den glücklichen Zuständen dieser Leute. Marie aber, an deren Seelenaugen die ganze eben verlebte Vergangenheit in allen ihren Einzelnheiten vorüber tanzte, hörte ihn kaum. In die Ecke ihres Sitzes gedrückt, schweiften ihre Blicke weit über die vor ihr liegende abendliche Landschaft hinaus. Es war eine Art unsichtbarer Revolution in ihrem Innern ausgebrochen, deren Wirkungen sich weniger beschreiben als fühlen lassen. Was war nur geschehen, daß ihr alle Gegenstände, die vor ihr lagen

und die sie schon öfter betrachtet, ganz anders erschienen als früher, daß sie eine heftigere, tiefere Einwirkung auf sie hervorbrachten, daß sie ihr heute Abend viel bedeutender, größer, wichtiger däuchten, als heute Morgen? War es eine Täuschung ihrer Sinne oder hatten sich diese Sinne, früher verschlossen, jetzt plötzlich geöffnet — genug, die Welt, die vor ihr lag, schien ihr viel weiter, unermeßlicher, schöner und reicher geworden zu sein. Selbst die Blätter der Bäume, an denen sie vorüberfuhr, prangten in einer lebhafteren, glänzenderen Farbe, in den Lüften des Abends schlummerte eine süße, verführerische Gewalt, die sie berauschte, als wäre sie aus ätherischeren Bestandtheilen zusammengesetzt. Aber der Grund dieser allgemeinen Verschönerung, dieses persönlichen Rausches war ihr nicht klar, so sehr sie sich mühte, ihn zu entdecken. Woher mochte dies Gefühl einer nie empfundenen Glückseligkeit wohl stammen? Kam es vielleicht daher, daß sie, die bisher nur in einer kleinen und abgeschlossenen Welt gelebt, plötzlich in eine andere größere, reichhaltigere geblickt hatte, schlummerte in ihrem Herzen vielleicht eine innige, sich ganz hingebende Theilnahme für größere Verhältnisse, und war diese jetzt durch die Ereignisse dieses einen Tages zum Leben erweckt?

Wie Dem auch sein mochte, sie konnte sich ihre unbestimmten Empfindungen nicht selbst erklären, nur wußte und erkannte sie, daß dieselben nicht trauriger, vielmehr sehr belebender und beglückender Art waren. Die so lange um die leidende Menschheit und ihre nähere Umgebung getragenen Sorgen, die aus ihrem innigsten Mitgefühl entsprangen, waren in den Hintergrund ihrer Seele getreten und der Wirrwarr, in dem sie im Hause ihres Oheims befangen war, schien ihr plötzlich an Bedeutung verloren zu haben; das in der Luft schwebende Räthsel der Familie vor Allen dünkte ihr nicht mehr so schwer zu lösen, denn es kam ihr vor, als müsse es eine Macht in der Welt geben, die das über ihre Familie verhängte Schicksal bewältigen und die Stürme, die über ihres Oheims Haupt braus'ten, beschwichtigen könne. Wer diese Macht besaß, woher sie kam, wohin sie neigte — das wußte sie eben so wenig, wie sie wußte, ob diese Macht in sichtbarer Gestalt existirte, ob sie in der Hand, dem Willen eines Menschen oder in dem überwachenden Auge der Vorsehung läge, die unsichtbar und doch allgewaltig in den Wolken thront, das Weltall regiert und die Menschengeschicke schon auf Erden nach ihrem Verdienste und Werthe abwägt.

Diese unbestimmten und nebelhaften Gedanken-

bilder kamen so rasch und fluthweise an sie heran, daß sie wider Willen von ihnen mit fortgerissen wurde und ferner weder auf ihren Nachbar noch auf die Gegend achtete, durch die er sie fahren ließ. Sie hatte gewiß eine halbe Stunde mit Grübeln und Phantasiren zugebracht und dabei nicht bemerkt, daß die Zeit verstrichen und der Ort gewechselt war. Schon bewegte sich der Wagen langsam die letzte Anhöhe hinauf, die das Gut des Oheims von dem Gebiete des Kupferhammers trennte; plötzlich stieß das eine Rad an einen im Wege liegenden Stein und die im Wagen Sitzenden wurden stark zusammengerüttelt. Dieser Zufall weckte Marien aus ihren Träumereien auf; sie erhob ihr Auge und begegnete dem forschend auf sie gerichteten milden Auge des Arztes. Er lächelte sanft bei dieser ihm vielleicht nicht unwillkommenen Begegnung und that, als ob er das Erröthen nicht wahrnähme, welches ihr holdes Gesicht in diesem Augenblicke überzog.

„Nun,“ sagte er mit seiner ruhigen Stimme, „Sie scheinen ja ganz in die Erinnerung des durchlebten Tages verloren zu sein. Gefielen Ihnen die Leute, deren Bekanntschaft Sie heute gemacht haben?“

Die so freundlich Angeredete wachte bei diesen, ihren eigenen Gedankengang berührenden Worten ganz

aus ihrem geistigen Traume auf. Sie lächelte ebenfalls auf eine unbeschreiblich sanfte Weise und sagte schnell: „Ja, ja, lieber Doktor, sie gefielen mir ganz außerordentlich. O, was für Menschen! Welch' ein glückliches Leben! Welcher Segen entspringt aus ihrer unermüdlichen Arbeit!"

„O ja. Aber sie haben auch ihre Leiden, wie Sie — wie Ihr Oheim, der Herr Baron, wollt' ich sagen."

„Nun freilich, die Leiden und Freuden sind immer gemeinschaftlich bei den Menschen zu finden."

„Aber Sie sprachen eben nur von ihrem Glück. Allerdings haben Sie darin in einer Beziehung Recht. Diese der Arbeit geweihten Menschen machen sich weniger Sorge, als die Menschen vornehmeren Standes, so schwer ihnen auch oft das Werk ihrer Hände wird."

„Gewiß; die sogenannten Vornehmen schaffen sich selbst mehr Leid durch ihre Leidenschaften, ihren Ehrgeiz, ihren Stolz, ihr Bestreben, sich immer noch höher über ihre Verhältnisse zu erheben, während diese Menschen an nichts Anderes denken als an ihre Arbeit."

„Zum Theil mag Das wohl so sein. Es könnten wenigstens Viele ein Beispiel daran nehmen. Ich

gäbe was darum, wenn wir den Herrn Baron bewegen könnten, sich das Leben dieser Leute aus der Nähe zu betrachten!“

Marie seufzte, als sie durch diese Worte wieder an ihren Oheim erinnert wurde und sich nun in natürlicher Gedankenfolge das Unheil vorstellte, welches sich durch seine Söhne über sein altes Haupt ergossen hatte. Sie wollte eben etwas auf den Ausspruch des Doktors erwidern, als das Fuhrwerk den Gipfel des Berges erreicht hatte und die Fahrenden nun das stille weite Thal, mit den großen Stoppelfeldern darin, jenseits die ragenden Berge im Abendnebel, und rechts und links die schweigenden Wälder überblickten, in deren Gründen sich schon das Dunkel der Nacht zu lagern begann.

Als Marie aber dies bekannte Thal, diese nebligen Berge, diese ruhenden Wälder sah und die Stille auf ihr Herz fiel, die über Allem schlief, wurde ihr wunderbar heimlich zu Muthe; sie reichte dem Arzte die Hand und sagte leise, indem sie ihren Kopf zutraulich seiner Schulter zuneigte: „Da ist unsere Heimat, lieber Doktor, in ihr leben und fühlen wir, in ihr müssen wir auch handeln und wirken. Lassen Sie uns Das, was wir heute gelernt, nicht vergessen, vielmehr in das Leben hineintragen, welches vor uns

liegt. Jedem Menschen ist der Raum, die Stätte, die ihm zum Aufenthalt zugewiesen, eine Werkstätte der Arbeit, der Hülfe, wie wir sie heute gesehen haben. Regen auch wir, wie Jene, unsere Hände und schmieden und hämmern wir darauf los, vielleicht sind unsere schwachen Glieder gleichfalls ausersehen, wenn nicht Großes, doch sicher Gutes zu leisten. Nicht wahr?"

„Ja wohl, ja wohl, mein liebes süßes Kind!" rief der Doktor entzückt, denn Mariens flammende Augen hatten ihn bei diesen Worten so himmlisch gütig und vertrauensvoll angeblickt, daß er weit mehr darin gelesen, als sie vielleicht mit ihren wenigen Worten ausgedrückt haben wollte.

Bald darauf rollte der Wagen in den Gutshof ein und der Arzt hob seine Pflegebefohlene von dem Tritt herunter. Während er selbst nun wieder einstieg und nach Hause fuhr, wo ihn möglicher Weise neue Geschäfte erwarteten, huschte Marie schnell in ihr Zimmer, und nachdem sie Hut und Tücher abgelegt, trat sie bei dem Oheim ein, der still auf seinem Sessel saß und sich wie gewöhnlich bei einbrechender Abenddämmerung seinen Gedanken überließ. Marie

flog auf ihn zu, umschlang ihn herzlich und bedeckte seine Wangen mit Küssen. Der Baron, dem diese Unterbrechung seiner wenig behaglichen Einsamkeit sehr gerathen kam, drückte ihr die Hand und fragte sie, ob sie sich gut unterhalten und zerstreut habe. Da ergoß sich denn die Gefragte in einen so endlosen Strom allgemeiner und einzelner Mittheilungen, daß der Baron ebenfalls einem Traume anheim gegeben zu sein wähnte. Er wollte und konnte nicht glauben, daß Alles so sei, wie Marie ihm berichtete. Er zweifelte, wenn nicht an Allem, doch an Vielem. Denn daß es eine so vollkommen organisirte neue Welt geben könne, so liebenswürdige Menschen, wie Marie sie schilderte, die von dem Herrn Baron auf Holzendorf nur Gutes sprachen und dachten — Das anzunehmen, war ihm nie in den Sinn gekommen. Er selbst hatte sich ja nie um den Kupferhammer und seine Bewohner bekümmert, wie konnten denn diese irgend einen Antheil an i h m nehmen? Endlich glaubte er den Schlüssel zu dem Räthsel gefunden zu haben. Er sagte sich, daß Marie noch nie etwas Anderes gesehen, als ihre Krankenanstalt und sein einsames Gut. Daher sei es denn erklärlich, wie sie von dem zum ersten Male wahrgenommenen Treiben in einer großen Werkstatt, wo nur russige Handarbeiter wirth-

schafteten, in Erstaunen gerathen sei. Im Ganzen genommen, obwohl er der Pflegetochter den gehabten Genuß nicht mißgönnte, sich sogar freute, daß seine Absicht, ihr eine Zerstreuung zu gewähren, gelungen sei, war es ihm doch etwas unbehaglich, daß sie von der Nachbarniederlassung, die ihm von jeher für eine unbequeme Störung seiner gutsherrlichen Ruhe gegolten hatte, so überaus entzückt war. Als Marie daher mit ihrer Erzählung zu Ende war und noch Fragen beantwortet hatte, die ihr der Oheim vorgelegt, blieb er ruhig, den Kopf hintenüber gelegt, auf seinem Sessel sitzen und überließ sich seinem eigenen Gedankengange. Diese Ruhe stimmte ganz mit Marie's Wünschen überein, denn auch sie hatte ihre Gedanken und sah sich durch die zweifelnden Worte eines Ungläubigen und Unkundigen nur ungern aus den Träumen gerissen, in denen sie sich seit kurzer Zeit zu wiegen begonnen hatte. Sie ließ sich daher auf eine kleine Bank zu den Füßen des Oheims nieder, faßte eine seiner Hände und beugte ihr schönes Haupt auf sein Knie nieder. In dieser Lage blieben Beide lange Zeit, bis völlige Dunkelheit den Zimmerraum erfüllte, der Baron, von der Stille des Abends eingelullt, in sanften Schlummer sank und dadurch allen Sorgen dieser Welt entrückt wurde.

Als Marie den wohlthuenden Zustand des geliebten Mannes bemerkte, rührte sie sich nicht, und so blieb sie wohl eine Stunde liegen, bis der alte Friedrich, sich verwundernd, daß heute kein Befehl zum Lichtanzünden ertheilt werde, den Kopf in's Zimmer steckte und damit die beiden Ruhenden aus ihren Träumen aufschreckte.

„Was giebt's?" fragte der Baron mit seiner kalten, gebieterischen Stimme, während er dabei in ein behagliches Gähnen ausbrach.

„Befehlen der Herr Baron heute kein Licht?"

„Ja, zum Teufel! Warum ist es nicht schon lange da?"

Gleich darauf wurde das Licht gebracht und die Abendtafel bestellt, wozu die gewöhnliche Zeit schon längst vorüber war.

Zwölftes Kapitel.

Das Buch der Natur.

Die nächste Nacht war für Marie eine der unruhigsten und seltsamsten, die sie noch in ihrem kurzen Leben überstanden hatte. Der Schlaf, der die jungen und sorglosen Wesen so gern besucht und so schwer sich von ihnen trennt, wollte diesmal nicht herbeieilen und ihre klopfenden Schläfe beruhigen. Die Ereignisse des Tages waren zu aufregend, zu neu für sie gewesen, als daß sie nicht in ihrem Geiste noch lange hätten nachklingen und die gewohnte Ruhe verscheuchen sollen. Es war ihr unmöglich, ihre Gedanken zu zwingen, sich von den allzu fest gehaltenen Bildern loszusagen. Beständig kreisten vor ihr die riesigen Schwungräder mit ihrem beängstigenden Gestöhne, immer glühten die Oefen vor ihren Augen und die feurige Lohe fuhr zischend auf und nieder. Das

Hämmern auf den Ambossen, das Knattern der Sägen, das dumpfe Gelärm der durch die Walzen gezogenen Eisenstäbe zitterte und summte in ihren Ohren, und Hunderte von dunklen menschlichen Gestalten bewegten sich unablässig hin und her, die Feuer glühender zu machen, die Räder in hastigere Bewegung zu setzen und das widerstrebende Metall zu gefügigen Formen und Geräthen zu zwingen. Unter allen diesen Gestalten stand aber stets eine am klarsten vor ihrer Seele und hatte ihre Fürsorge auf jede ihrer Bewegungen, auf jeden ihrer Blicke gerichtet. Größer, kräftiger, gewaltiger noch im Halbtraume als in der Wirklichkeit, erhob sich diese Gestalt überall vor ihren Augen, und ihr mächtiger Wille, der allen den arbeitenden Händen und Geistern gebot, mäßigte oder steigerte, je nach Erfordern, alle Kräfte, sowohl die der Elemente wie die der Menschen. Dieser Mann — wir ahnen schon, daß es der oberste Werkmeister, Herr Hübner, war — hielt sein flammendes Auge unverwandt und fest auf sie gerichtet, sein ruhig edles, sinnig lauschendes Gesicht zeigte in allen seinen Mienen die innigste Theilnahme, die gespannteste Aufmerksamkeit für sie, die still bewundernde Zuschauerin. Aber er schien ihr in diesem Spiegelbilde ihrer Phantasie noch mehr sagen zu wollen, als er ihr in der Wirklichkeit

gesagt hatte. In letzterer war er eigentlich still gewesen, denn wenn man die Erklärungen der verschiedenen Arbeiten abrechnete, die er ihr angedeihen lassen, so hatte er von anderen Dingen gar nicht mit ihr gesprochen, kaum nur dies oder jenes Einzelne gelegentlich gefragt. Jetzt im Traume aber trug seine Miene etwas Geheimnißvolles, innerlich Gährendes zur Schau, es lag in ihr ein seltsamer, schwer zu erklärender Ausdruck, gleichsam als wolle er ihr ein Räthsel aufgeben, welches Marie, trotz aller Mühe, die sie sich gab, nicht zu lösen vermochte. „Was er mir nur sagen will!" sagte oder vielmehr dachte sie in ihrem innersten Herzen. „Immer öffnet er seine Lippe zum Reden und immer wieder schließt er sie, ehe er ein Wort hat hören lassen." Endlich aber, von dem ungelösten geheimnißvollen Räthsel gepeinigt und von Grübeln und Denken über ihr noch Verborgenes abgespannt, ward sie von einer unbezwinglichen Müdigkeit ergriffen und entschlief, im vollen Traume nun noch einmal den Halbtraum durchlebend, wie sie in diesem die Wirklichkeit zum zweiten Male durchlebt hatte.

Als sie die Augen wieder aufschlug, schien die Sonne lustig in ihr Gemach. Rasch erhob sie sich und kleidete sich an. Es war ein lieblicher Augusttag, dem

von jetzt an noch viele ähnliche schöne Tage folgen sollten, denn der Spätsommer und Herbst schienen — leider zu spät — nachholen zu wollen, was der Lenz und Frühsommer versäumt hatten. Unter kleinen häuslichen Verrichtungen, Handarbeiten, Lesen und Schreiben verstrich ihr der Morgen. Sie ging nicht in den Garten, wie sonst, es zog sie heute nichts dahin, denn der Oheim war auf die Felder gegangen und besuchte die Arbeiter, die am Damme der neuen Eisenbahn eifrig beschäftigt waren. So kam der Mittag heran. Das Essen ward in ungewöhnlicher Stille abgehalten, denn der Baron war wieder schweigsamer denn je; offenbar wartete er auf Nachrichten von seinem Bankier, und da diese nicht kamen, wurde sein Herz bald von Hoffnung erhoben, bald von drückender Sorge bewegt; um aber keins von beiden zu verrathen, legte er sich selbst ein nicht minder peinliches Schweigen auf. Marie war auch still, viel stiller noch als am vorigen Abend, unstreitig dachte sie an etwas Bestimmtes, und nicht umsonst blickte sie so oft nach der Uhr, deren Zeiger ihr heute langsamer als sonst zu laufen däuchten.

Der Baron beschleunigte an diesem Tage mehr als gewöhnlich seinen Nachtisch. Auch er blickte bisweilen nach der Uhr, aber wahrscheinlich aus anderen

Gründen als seine Nichte. Endlich klärte sich seine Hast auf. Friedrich trat ein und meldete, daß der Förster Tellkamp vor der Thür sei.

„Aha!“ rief der Baron. „Das ist gut. Ich bin gleich fertig.“ — Darauf sich zu Marie wendend, sagte er eilig: „Mein Kind, ich gehe mit Tellkamp in den Wald. Wir wollen sehen, was wir an Holz schlagfertig haben. Es kann etwas lange dauern, bis ich wiederkehre. Vertreibe Dir die Zeit, so gut Du kannst — oder besuche des Doktors Familie in Holzendorf — wie?“

„Ich werde zu Hause bleiben, mein guter Oheim, und später meinen Lieblingsspaziergang antreten.“

„Aha, nach dem Berge also. Ach! Geh', geh', mein Kind und grüße meine Frau — Du weißt ja. Nun aber lebe wohl!“ Bei diesen Worten sie auf die Stirn küssend, ging er hinaus und verließ mit dem Förster den Hof, um seinen Geschäftsgang auszuführen.

Marie war allein. Sie wollte die einsame Stunde benutzen, um mit sich und ihrem Gott zu Rathe zu gehen. Von dem Prediger in der Krankenanstalt hatte sie ein schönes Erbauungsbuch erhalten, was ihr derselbe mit dem Beisatze geschenkt: in diesem Buche zu lesen, wenn es ihr einmal trüb und wirr im Herzen

sei. Heute nun war es ihr trüb und wirr, und von diesem Zustande wollte sie sich befreien. Sie nahm das Buch und setzte sich in eine stille Laube des Gartens. Da schlug sie es auf und fing an zu lesen. Anfangs hatte sie Aufmerksamkeit genug, die goldenen Worte, die sie las, zu begreifen, zu fühlen und zu deuten — allmälig aber schwand dieselbe. „Ach, mein Gott," sagte sie, einen fragenden Blick ihres blauen Auges dem blaueren Himmel zuwendend, „ich kann in den Büchern der Menschen nicht lesen, ich bin zu zerstreut — verzeihe mir! So will ich denn in dem Buche der Natur lesen, welches Du selbst geschrieben hast, dafür wird meine Seele Empfänglichkeit genug besitzen."

Als sie dies mit warmem Herzen gesprochen, holte sie ihren Strohhut, nahm ihr Tuch über den Arm und schlug den Weg durch den Park nach den Feldern ein, die nach der Anhöhe hinauf führten, wo der Gottesacker des Edelhofs lag.

Es war, wie gesagt, ein lieblicher, warmer Tag, der, je mehr er sich zum Abend neigte, um so lieblicher wurde. Nicht der geringste Luftzug ließ die Blätter der Bäume erzittern, und die kleinen weißen

Wölkchen, die am blauen Himmel hingen, hatten schon lange unverändert ihre Stellung beibehalten. Ruhe und Frieden lag über die ganze Natur ausgebreitet, man sah, man hörte keinen Menschen, alle Thätigkeit war von den leeren Feldern verschwunden und nur das Zwitschern der spielenden Schwalben unterbrach bisweilen das fast eintönige, aber immer melodische Schweigen des Sommerabends. Marie war auf ihrer Lieblingsstelle angekommen. Eine Weile setzte sie sich auf ihren gewöhnlichen Platz, den grünen Grabhügel, hinter dem sich die hohe Steintafel erhob, welche die darunter Schlafende nannte. Aber nur kurze Zeit blieb sie hier sitzen; es war, als ob sie der stillen Bewohnerin da unten nur einige Worte zur Begrüßung habe sagen wollen, um sich dann sogleich wieder zu entfernen. Langsam erhob sie sich, warf noch einen flüchtigen Blick auf die unter und vor ihr liegende Landschaft und wandte sich dann dem Süden zu, den Gipfel der Anhöhe ersteigend, wo sie bald, unter den Kiefern angekommen, die rauchenden Essen des Kupferhammers gewahrte, der ihr nun nichts Fremdes, Unbekanntes mehr war. Eine Weile blieb sie stehen und schaute unverwandt nach den lärmvollen Werkstätten hinunter, deren Getöse bei günstigem Winde sogar bis zu dieser entfernten Höhe drang.

Das Herrenhaus sah man von hier oben nicht, denn es ward von einem der größeren Arbeitshäuser vollständig verdeckt. Was Marie beim Anschauen dieser Gebäude dachte, wissen wir nicht, wollen es auch nicht vorzeitig verrathen, denn aus diesen Gedanken sollte sich, wie wir sogleich hören werden, eine neue Epoche ihres Lebens herschreiben, hier, jetzt, sollte sie einen Blick in ihre Seele thun und, mit neuen Schwingen zu einem neuen Dasein begabt, in ein Leben treten, welches mit dem ihrer Erinnerung nur in sehr geringer Verbindung stand. Als sie aber eine Weile hinab und hinüberschaute, suchte sie sich ein grünes Plätzchen unter einer alten Föhre aus, wo sie sich niederlassen und mit voller Muße den Gedanken nachhängen konnte, die ihre Seele seit dem letzten Tage in Aufruhr gesetzt hatten. So saß sie denn da, faltete die Hände in ihrem Schooße und senkte die Augen in die vor ihr liegende Tiefe. Aber nicht die Häuser, die Felder, die Wege der Gegenwart sah sie — ihre Augen reichten weiter, viel weiter hinaus, denn sie betrachtete nicht Das, was mit leiblichen Augen gesehen werden konnte, sondern die Augen ihres Geistes, ihrer Seele waren allein geöffnet. War es etwas Schmerzliches, was sie hier dachte und empfand? Nein, es war etwas Glückliches, und sogar so Glückliches, wie

sie noch nie in ihrem Leben etwas Aehnliches empfunden hatte. Denn eine wunderbare und gar plötzliche Wandelung war in ihrem Innersten vorgegangen. All ihr Sehnen nach und ihr Träumen von dem stillen Krankenhause, wo sie geboren war und achtzehn Jahre gelebt hatte, war wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Sie liebte noch alle Die, die es bewohnten und die ihr früher liebend zur Seite gestanden, aber das heiße Verlangen, sie wiederzusehen, war entwichen, sie dachte nur noch mit warmer Innigkeit an sie, der aber das schmerzliche Schmachten fehlte, womit das Heimweh verbunden zu sein pflegt. Vor wenigen Stunden noch war ihr jenes Krankenhaus mit seinem ganzen Inhalte der Inbegriff der Welt und ihres Lebens gewesen, und jetzt — jetzt war es nur ein kleiner Theil, ein isolirter Punkt in dieser Welt — denn ihre Welt war seit Kurzem bedeutend gewachsen, sie hatte eine große Erfahrung gemacht, nämlich die, daß der Mensch, der sich einbildet, die Welt zu kennen, und der die Kühnheit besitzt, sich selbst darin eine Stelle anzuweisen, sie noch lange nicht kennt, so wie die Stelle, die er sich selbst angewiesen, noch lange nicht die ist, die ihm die Vorsehung oder das Schicksal der Welt beschieden hat. Daß auch ihr etwas Anderes beschieden sein könne,

als immer nur mit den Kranken zu verkehren, das war ihr seit dem gestrigen Tage klar geworden, und so hatte sie auch ihr Verhältniß zu ihrem Oheim von einer neuen Seite aufgefaßt. Mit einem Worte, die Welt von gestern, ihre Welt, war heute dieselbe nicht mehr, sie war eine andere Welt geworden und Marie erkannte mit ihrem instinktiven Ahnungsgefühl, daß es wohl der Wille der Vorsehung sein könne, daß sie in dieser Welt eine ganz andere Stelle einnehme, als sie gestern noch gedacht und gewünscht habe. Dieses innere Bewußtsein von einer Umwandlung ihrer allgemeinen Neigungen und Wünsche — denn zu einer bevorzugten Neigung zu einem Einzelnen war ihre Seele noch nicht gekommen — hatte eine merkwürdige Aenderung ihrer Stimmung hervorgebracht. Vor wenigen Tagen noch war sie trübe, wehmüthig, sehnsuchtsvoll gestimmt gewesen, und heute — war es nicht, als ob sie einen unbekannten, wolkenlosen Himmel in ihrer Brust trage, war es ihr nicht, als ob sie von ferne, wie man in einer unterirdischen Höhle den Ausgang derselben zur Oberfläche der Erde wie einen rosigen Schimmer vor sich sieht, ein goldenes Licht schimmern sähe, das ihre belebenden und erwärmenden Strahlen bis zu ihrem Herzen heransendete?

Wie aber, wodurch war diese so schnelle Wandelung möglich gewesen? O, das wäre nicht schwer zu erklären, meinen wir. Marie hatte einen Schritt vorwärts in's wirkliche Leben gethan; bis zum gestrigen Tage hatte sie nur an zwei verschiedenen Orten gelebt, und diese Orte waren ein Irrenhaus — für Viele nicht mit Unrecht ein Ort des Jammers — und dann die öde Einsamkeit eines abgelegenen Ortes, wo sie stets in der Nähe eines mürrischen, in seinen irrthümlichen Sonderansichten befangenen alten Mannes sich befand; gestern aber hatte sie zum ersten Male in ihrem Leben einen fröhlichen, heiteren Abschnitt dieses Lebens, den Segen der Arbeit, den Genuß des Fleißes kennen gelernt, und das war ein großer und bedeutungsvoller Fortschritt in ihrem Dasein. Sie konnte ja vor wie nach ihre Freunde und Freundinnen im Krankenhause lieben, oft und freundlich an sie denken, aber sollte sie alle Stunden des Tages und der Nacht nur mit den Gedanken an sie allein zubringen? Nein, das konnte ja nicht der Wille der Vorsehung sein. Auch für sie waren die geistesgesunden Menschen geschaffen, auch für sie existirten die Freuden der Welt, und unter Freuden der Welt verstand sie jetzt den Verkehr mit solchen Menschen, wie sie sie auf dem Kupferhammer inmitten einer unge-

ahnten Wirksamkeit und Thätigkeit vor sich gesehen hatte. Das Bewußtsein nun, so gewissermaßen neu geboren, zu einem neuen Dasein auserkoren zu sein, erfüllte sie mit einer unermeßlichen Freude. Ihr Herz klopfte, ihre Nerven bebten vor wonniger Aufregung, wie sie noch nie ein ähnliches Gefühl empfunden hatte. Wo war der Schmerz der vergangenen Tage geblieben? Ach, er war den Weg aller Schmerzen der Menschen gegangen. Kaum hat er aufgehört, so wissen wir nichts mehr von ihm, als daß er da war, daß er der Schmerzlosigkeit Platz gemacht, und dieses Bewußtsein ist für das so leicht befriedigte Menschenherz schon hinreichend, sich glücklich zu fühlen.

In diesem Glücke also — gestehen wir, daß es ein sehr bescheidenes war — schwelgte Marie, als sie sich heute den Gräbern der Vergangenheit abgewandt und dem belebten Kreise der Gegenwart zugekehrt hatte. Diesen ungeheuren Fortschritt im Leben, dies Aufhören des Schmerzes und dies Beginnen der Freude verdankte sie dem guten Arzte, der, von seiner Sorgfalt für ihr Wohl geleitet, ihr dieses Mittel dargeboten und die Wirkung damit hervorgebracht hatte, die er vorausgesehen. An den Arzt dachte sie jetzt mit dankbarem Herzen, ihm wollte sie ihre Gefühle bekennen, ihm den Eindruck beschreiben, den der gestrige Besuch auf ihr

ganzes Wesen hervorgebracht hatte, sobald sich die Gelegenheit dazu bieten würde.

Mit diesen Gefühlen der Dankbarkeit beschäftigt und nur innerlich lebend, hatte sie ganz die Außenwelt vergessen, als sie plötzlich auf eine sehr unerwartete Weise daran erinnert wurde.

Vom Kupferhammer her war zu derselben Zeit, als sie so gedankenvoll unter der alten Föhre gesessen, auf einem quer über die angränzenden Felder führenden Wege ein Mann daher geschritten, der durch die eingeschlagene Richtung bewies, daß er ebenfalls die Anhöhe besteigen wolle, auf der die junge Dame saß. Denn es führte nur ein einziger schmaler Fußsteig in geschlängelter Linie daher. Als dieser Mann, an dessen kräftiger Gestalt wir auf den ersten Blick Herrn Hübner erkennen, an diesen Fußsteig gekommen war, blieb er einen Augenblick stehen und schaute sich nach allen Richtungen um. Von unten aus, obwohl wir, als stille Beobachter auf der Spitze der Anhöhe stehend, ihn mit unseren Augen zu erreichen und zu erkennen vermögen, konnte er Marie, die auf dem Moosboden unter einem Baume saß, nicht sehen, eben so wenig sie ihn, und erst als er etwa hundert Schritte von ihr entfernt durch ein kleines Gehölz auf dem Fußsteige dahertrat, erblickte sie ihn. Aber nicht im Ge-

ringsten zeigte sie sich darüber erschrocken, obwohl man es leicht hätte erwarten können; nicht einmal hob sie erstaunt den Kopf in die Höhe; in ihrem jetzigen Gedankengange kam es ihr ganz natürlich vor, daß der Mann, dem sie gestern so unvermuthet begegnet war, ihr heute eben so unvermuthet wieder begegnete. Langsam erhob sie sich von ihrem Sitze, trat ihm mit ruhig verklärtem Gesicht und einem Freudengefühl entgegen, welches ihrem vorigen Denken durchaus entsprach. Herr Hübner zog seinen breitrandigen Hut und begrüßte sie mit einigen freundlichen Worten, wobei man sehr leicht aus seinen festen, aber warm belebten Zügen entnehmen konnte, daß er durch dieses Zusammentreffen innerlich befriedigt sei.

„Sie sitzen heute nicht auf Ihrem Lieblingsplatze?“ fuhr er sogleich nach seiner Begrüßung fort, indem er mehr in den Worten als im Tone eine Frage hören ließ und dabei freundlich lächelte. „Gewöhnlich kehren Sie dem Kupferhammer den Rücken zu, während Sie ihm heute Ihr Antlitz zeigen.“

„Woher wissen Sie Das?“ fragte Marie erröthend.

„Ich will es Ihnen ganz aufrichtig sagen, mein Fräulein, denn ich liebe es nicht, mich von den Schritten der Menschen und namentlich einer jungen Dame, wie Sie sind, insgeheim zu unterrichten und dann öffentlich

Unkenntniß zu heucheln — vielmehr bin ich, offenherzig wie je ein Mann, immer ein Freund der Wahrheit. Ja, ich habe Sie schon öfters auf jenem Grabhügel da drüben sitzen sehen, denn auch ich liebe es, die jenseitige Gegend von jenem Punkte aus zu beschauen; sogar habe ich neulich auf einem ähnlichen Hügel dicht hinter dem Ihrigen gesessen, als Sie mit unserm Freunde, dem Doktor Millinger, über das Wohl und Wehe Ihrer Familie sprachen."

Die Unterhaltung stockte einen Augenblick, denn Marie senkte unwillkürlich den Kopf und besann sich, was das für ein Gespräch gewesen sein mochte. „Aha!" sagte sie dann, wehmüthig aufblickend, „jetzt weiß ich es. Sie sind also ein Lauscher gewesen. — Aber warum haben Sie sich nicht gezeigt, da Sie doch den Doktor Millinger kannten?"

„Es würde mir auch diesmal leicht sein, mein Fräulein, Ihnen die Wahrheit zu verhehlen, allein ich beabsichtige das durchaus nicht. Das Gespräch, welches Sie führten, interessirte mich, da ich durch das Gerücht schon von den Verhältnissen des Herrn Barons unterrichtet war. Auch wollte ich Sie nicht stören, weil ich glaubte, daß Ihre Mittheilung Ihr Herz erleichtern würde, welches mir bedrückt schien, obwohl ich schon damals wünschte, die Ehre Ihrer Bekannt-

schaft zu genießen, die uns Doktor Millinger längst versprochen hatte."

Marie verbeugte sich, ohne der letzten Wendung ein Wort der Erwiderung folgen zu lassen.

„Wenn es Ihnen genehm ist," fuhr Herr Hübner fort, „so verlassen wir heute, falls Sie meine Begleitung gestatten, diesen Höhenrücken und steigen zu den Stätten hinab, die wir Beide da drüben lieben."

Marie wandte sich augenblicklich und schritt an der Seite ihres Begleiters durch die üppigen Farnkräuter und das Haidekraut dem Friedhofe zu, wo sie sich alsbald auf demselben Grabhügel niederließ, auf dem sie gewöhnlich zu sitzen pflegte. Herr Hübner, in voller Uebereinstimmung und ohne ein Wort dabei zu sprechen, nahm ohne Zögern dicht an ihrer Seite Platz.

„So sitzen wir denn," begann Marie das Gespräch, „auf Grund und Boden meines Oheims und wenden diesmal dem Kupferhammer den Rücken."

„Ja, Sie haben Recht. Ach, es thut Einem recht wohl, bisweilen das geschäftige Treiben des Tages zu verlassen und in ruhiger Selbstbetrachtung nach einer anderen Seite unsers Daseins zu schauen. Ich liebe von ganzem Herzen diesen Platz und die stille, friedliche Gegend, die vor uns liegt."

„Der Frieden liegt hier in, vor und unter uns; denn wir sitzen auf dem Grabe der Gattin meines Oheims.“

„Ich weiß es,“ sagte Herr Hübner dumpf und mehr in sich hinein als zu Marie sprechend. „Die Tafel hinter uns verkündet es ja deutlich genug. — Sie haben Ihre Tante nicht gekannt, mein Fräulein?“

„Nein — ich habe nie Jemand aus meiner Familie vor dem Juni dieses Jahres gesehen — mit Ausnahme meiner Mutter. Erst um diese Zeit habe ich meinen Oheim und etwas später seine Söhne kennen gelernt.“

„Warum seufzen Sie, da Sie von den Söhnen Ihres Oheims sprechen?“

Marie schaute etwas verwundert auf, sie wußte gar nicht, daß sie geseufzt hatte, und doch war es geschehen. „Da Sie gehört haben, was ich mit Doktor Millinger darüber gesprochen,“ sagte sie leiser, „so kennen Sie ja die Verhältnisse meines Oheims.“

„So ungefähr — ja! Der alte Mann thut mir leid, wenn es wahr ist, was das Gerücht über seine Söhne sagt.“

„Und was hat Ihnen das Gerücht gesagt, Herr Hübner?“

„Daß sie bodenlose Verschwender sind.“

Marie schwieg wieder und dennoch hatte sie keinen inneren Grund, vor ihrem Nachbar die Gefühle zu verbergen, die über diesen Gegenstand an ihrem Herzen fraßen; im Gegentheil, sie fühlte sich von einem Vertrauen zu diesem Manne erfüllt, dessen Grund sie sich nicht erklären konnte, und sie hätte ihm Alles über des Oheims Verhältnisse mittheilen können, wie sie es bei Doktor Millinger gethan. Allein an diesem Tage kam es noch nicht zu einer solchen Erklärung. Herr Hübner schien sie auch nicht zu suchen; er sprach vielmehr nach und nach von allgemeineren Dingen, deutete auf die vor ihnen liegende Landschaft, machte Marien auf jede schöne Färbung der Ferne, des Himmels und der Erde aufmerksam und bewies dadurch, daß er ein warmer Bewunderer des äußeren Naturlebens und mit der hiesigen Gegend bekannter sei, als Marie vorausgesetzt hatte. So drehte sich das Gespräch um die Eisenbahn, die erbaut wurde, um den Ertrag der Felder von Holzendorf, um das einsame Leben des Barons, und von Allem hatte Herr Hübner Kunde, wie wenn er Jahre lang zwischen allen diesen Dingen gelebt hätte. Marie wollte ihn eben fragen, ob er schon öfter in dieser Gegend gewesen, da er ihre Verhältnisse so genau kenne, als sich plötzlich die kreischend antreibende Stimme eines

Menschen, vermischt mit den Schlägen einer Peitsche hören ließen, die ohne Zweifel einem Pferde galten, welches man eine schwerere Aufgabe zu leisten zwang, als seine Kräfte zuließen.

Sowohl Marie wie Herr Hübner horchten auf diese widerwärtigen Töne, denn Beide waren, ohne daß sie es von einander wußten, Freunde der Thiere, und aller Quälerei derselben, sie mochte einen Namen haben, welchen sie wollte, über die Maaßen abhold. Während sie noch in die Richtung schauten, woher jene mißliebigen Töne kamen, zeigte sich ein kleines Gefährt auf dem Wege, welcher auf der halben Höhe des Berges in der Richtung von Westen nach Osten führte. Dieser Weg wurde nur von schwerbeladenen Holz- oder Getreidewagen benutzt, war daher tief ausgefahren und ausnehmend sandig. Da der Friedhof etwa hundert Schritte entfernt oberhalb desselben lag, so mußte das Gefährt dicht vor den Augen unserer einsamen Plaudernden vorüberkommen. Es war ein mit Leinwand überspannter Planwagen, wie ihn die Hausirer zu benutzen pflegen. Als er aus dem Gebüsche, welches ihn bisher verbarg, herausgekommen war, hielt er still, trotz der auf das Pferd herabregnenden Peitschenhiebe des unbarmherzigen Fuhrmanns. Das Pferd selbst war ein kleines, schlecht-

genährtes Thier, dem man die Last der Jahre und die Schwäche seines Leibes auf den ersten Blick ansah.

„Halt!“ rief Herr Hübner mit einer Donnerstimme, als der Fremde immerfort auf das Pferd losschlug, das, zitternd und beängstigt, sich bald rechts, bald links wandte, und zugleich erhob er sich von seinem Sitze und sprang mit einigen gewaltigen Sätzen den Abhang hinunter, dem Orte des Schauspiels zu. „Wer seid Ihr?“ fragte er den Mann, der erstaunt war, auf eine so unerwartete Weise in seinem Vorhaben unterbrochen zu werden.

„Ich bin ein Handelsmann, Herr!“

„Was habt Ihr geladen?“

„Nahrungsmittel für die Arbeiter der Eisenbahn dort unten, wo ich meine Hütte habe.“

„Warum überlastet Ihr Euer kleines Pferd so?“

„Weil ich keine Mittel besitze, mir ein stärkeres anzuschaffen und weil ich heute vor Arbeitsschluß noch an Ort und Stelle muß.“

„Seht Ihr nicht ein, daß Ihr dem armen Thiere zu viel thut?“

„Ach ja, Herr; aber was hilft's — ich strenge mich auch oft über meine Kräfte an und so muß es das Thier ebenfalls.“

„Wollt Ihr mir ein Versprechen geben, wenn ich Euch ein anderes Pferd schenke, um Eure Lebensmittel nach der Eisenbahn zu schaffen?“

„Ein Versprechen — für ein Pferd? Und schenken? Wie meinen Sie das, Herr?“

„Wollt Ihr nie wieder ein Pferd quälen, wie Ihr dies gequält habt? Seht Ihr nicht ein, daß dies kleine Thier dem schwerbeladenen Wagen nicht gewachsen ist?“

„Gewiß sehe ich das ein, aber es ging diesmal nicht anders.“

„So hört mich an. Seht, da unten kommt ein Bauer mit einem starken Gaul über das Feld geritten. Gehet ihn an mit Bitten, daß er ihn vor Euern Karren lege und dem Eurigen helfe. Den Lohn dafür werde ich bezahlen. Morgen aber kommt damit nach dem Kupferhammer und fragt nach Herrn Hübner, ich werde Euch ein besseres Pferd für dieses geben.“

Der wandernde Handelsmann stand verwirrt vor dem so gütigen Fremden und wußte nicht, was er zu diesem gewiß unerhörten Anerbieten sagen sollte. Während er sich noch besann, ob er ihm glauben oder sein Pferd wieder peitschen solle, rief Herr Hübner selbst den näher gekommenen Bauer an und bat ihn, sein Pferd zu dem beabsichtigten Zweck zu leihen.

„Mit Vergnügen, Herr," sagte der Bauer. „Mein Gaul ist noch nicht müd' und ich bin es auch nicht."

Gleich darauf spannte er seinen kräftigen Braunen mit vor das kleine Gefährt und so ging die Reise leicht und schnell nach der Eisenbahn von Statten.

„Ich bitte um Verzeihung wegen der Unterbrechung," sagte Herr Hübner zu seiner jungen Gefährtin, als er mit edel geröthetem Gesicht sich wieder an ihrer Seite niederließ. „Aber ich habe es nie in meinem Leben geduldig mit ansehen können, wenn man ein von Gott geschaffenes Wesen zwang, etwas zu thun, was es zu thun nicht geboren war. Wie man den Menschen nicht zwingen muß, in eine Laufbahn zu treten, die gegen seine Natur ist, und wie man ihn zu keiner Arbeit treiben muß, der seine Fähigkeiten nicht gewachsen sind, so soll man auch kein Thier über seine Kräfte anstrengen. — Da, sehen Sie nur, wie beide Pferde sich mühen, den belasteten Wagen durch den Sand an sein Ziel zu schleppen, und dieser Mann wollte, daß sein kleines abgetriebenes Pferd es allein thue. Und bei Gott! es hätte ihn wirklich an sein Ziel gebracht, und wenn es dabei zu Grunde gegangen wäre. Wunderbar, wunderbar! Dieser Mensch läßt das arme Thier halb verhungern und schlägt es

noch über alle Begriffe — dennoch arbeitet es für ihn, so lange ein Hauch in ihm lebt und seine Kräfte nicht ohnmächtig zusammenbrechen. Welch' ein Beispiel für den undankbaren Menschen, der so viele Wohlthaten empfängt und doch so wenig erwidert! In der That, der stolze und übermüthige Gebieter aller geschaffenen Wesen auf Erden könnte oft von den Thieren lernen, wie er seine Pflicht erfüllen muß!"

Der Redende schwieg und schaute dem langsam verschwindenden Wagen nach; er bemerkte dabei nicht, wie während dieser Zeit das glänzende Auge des jungen Mädchens prüfend und bewundernd auf sein edles Gesicht gerichtet war. Sie schien mit diesem Blicke in seiner Seele lesen zu wollen, und in Wahrheit, was sie las, befriedigte sie sehr. Sie durchschaute seinen Charakter und sein Herz, indem sie die wohlthuende Ueberzeugung gewann, daß der starke Mann, der an ihrer Seite saß, nicht im Stande sei, einen Schwachen leiden zu sehen, und sollte diese Schwäche sich selbst an einem Thiere zeigen. Als darauf Herr Hübner sein Gesicht von dem in der Ferne verschwundenen Wagen auf seine Gefährtin zurückwandte, begegnete er einem freundlicheren Lächeln, als er bisher noch darauf wahrgenommen hatte.

„Ich danke Ihnen im Namen der Menschlichkeit,"

sagte Marie herzlich, „Sie haben mit dieser guten That auch für mich aus innerster Seele gehandelt. Ich sehe dergleichen ebenfalls nur mit wahrem Schmerz, aber ich besitze nicht immer die Mittel, dem Schwachen zu helfen wie Sie.“

„O!“ entgegnete der so gütig Angeredete, „was ist das weiter, mein Fräulein? Ich bin aus Erfahrung im Stande, mich in die Lage des Schwachen und über seine Kräfte Angestrengten zu versetzen. Ich bin selbst einst schwach gewesen, und starke Arme haben mich aufgerichtet und getragen. — Aber sehen Sie da, wie der Abend sich über jene Berge da drüben düster herabsenkt. Wie malerisch schwebt der violette Vorhang vom Himmel hernieder und wie sanft hüllt er Fluren und Wälder in seinen schattigen Mantel ein.“

Er schwieg, indem er mit der Hand nach der Ferne deutete, in der das so eben Geschilderte sich zuzutragen begann. Marie folgte ebenfalls schweigend seinem Winke und Beide gaben sich eine Weile ganz den Betrachtungen eines allmälig in den Abend versinkenden Tages hin. Und schön war dieser leis' sich entwickelnde Uebergang in Wahrheit zu nennen. Die hell und hoch gefärbten Töne des Tages verloschen und nebelartig breitete sich in den schweigenden Lüften der abendliche Duft aus, als stiege er aus den Feldern

empor und mischte sich mit den Dünsten, die aus den Wolken sich herniedersenkten. Das saftige Grün der nahen Wälder ging in ein fahles Grau über und die Schatten der nahenden Nacht hüllten, langsam und allmälig sich aus sich selbst erzeugend, das Land und den Wald in ihren süßen Dämmerschein ein. Von Osten her, nach Westen strebend, flogen zwei Reiher, dem Auge deutlich sichtbar, mit langsam schläfrigem Flügelschlag dahin, und der hintere stieß von Zeit zu Zeit ein heiseres Geschrei aus, als wolle er dem voranfliegenden ein Zeichen geben, nicht so rasch vorwärts zu eilen. Das war aber auch das einzige Geräusch in der wie ausgestorben daliegenden Natur, sonst war Alles still, feierlich, in ein Schweigen versunken, das nur von dem tieferen Schweigen der öden Nacht überboten wird.

Plötzlich, als die beiden einsamen Menschen das Räthsel des Tages sich lösen sahen, ertönte von Neuem ein Geräusch, und bald darauf machten sich Menschenstimmen vernehmbar, die auf demselben Wege, nur in entgegengesetzter Richtung daherkamen, auf dem so eben der Wagen des Hausirers verschwunden war. Eine Minute später traten zwei Männer aus dem niederen Gebüsch, welches den Weg von beiden Seiten einschloß, und schritten unter ziemlich lautem Gespräch

dem Gutshofe zu. Eines einzigen Blickes des raschen Auges Marie's bedurfte es nur, um trotz der zunehmenden Dunkelheit ihren Oheim und den Förster Tellkamp zu erkennen.

„Es ist mein Oheim!" sagte Marie zu sich selber, doch so laut, daß ihr Nachbar es hören konnte.

„Wer? Der Baron?" fragte Herr Hübner mit leisem Tone, aber schnell, indem er seinen dunklen Kopf emporstreckte, um deutlicher in die Ferne zu schauen.

„Ja, er ist es. Da können Sie gleich seine Bekanntschaft machen. Soll ich ihn rufen?"

Herr Hübner antwortete nicht. Dagegen drückte er mit seiner Linken, die Marien zunächst war, deren Arm beinahe mit Heftigkeit nieder. Marie schien diese Bewegung zu verstehen; sie blieb so still wie das Grab, auf dem sie saß, aber sie konnte nicht unterlassen, mit Verwunderung auf ihren Nachbar zu blicken, der, mit fast hörbarem Athmen und unverwandten Augen die Dahinwandelnden betrachtete.

Da blieben die beiden Männer unten auf dem Wege gerade vor den Sitzenden stehen, kehrten aber ihre Gesichter der nebeligen Ferne zu, wobei sie weiter sprachen und sich wahrscheinlich über die schöne Aussicht unterhielten, welche sich ihren Blicken darbot.

Nicht lange jedoch dauerte diese Unterhaltung; gleich darauf wandten sie sich wieder ihrem ersten Ziele zu und schritten langsam vorwärts.

„Kommt er hierher?“ fragte Herr Hübner fast laut, während er doch gewiß nur sich selber fragen wollte, denn sein Auge war wenigstens eben so scharf, wie das der jungen Dame, um die Richtung, welche die Männer nahmen, erkennen zu können.

„Nein!“ erwiderte Marie leise. „Sie gehen nach Hause.“

Der Geschäftsführer des Kupferhammers athmete laut auf bei dieser Bemerkung. Langsam strich er sich mit der Hand über die bleich gewordene Stirn, als besänne er sich, was er sagen wolle. Aber er sagte Nichts, wenigstens hörte Marie es nicht.

„Der gute alte Mann!“ bemerkte sie sanft. „Wenn er gewußt hätte, daß er mir so nahe war, er würde traurig werden, daß ich ihn ohne Gruß habe vorüberziehen lassen.“

„Vielleicht!“ sagte Herr Hübner mit auffallend weichem Tone. „Da er aber nicht weiß,“ setzte er leise hinzu, „daß Sie hier saßen, so ist er dieser Traurigkeit überhoben. Der Mensch empfindet nur das Leid, welches er kennt.“

Nach einer Weile waren die wandelnden Männer den Augen der Nachschauenden entschwunden. Herr Hübner athmete offenbar leichter, seine breite Brust sog mit gewaltigen Zügen die milde Abendluft ein und er wandte seinen dunklen Kopf wieder lächelnd dem Antlitz der Baroneß entgegen.

„Es wird Abend, mein Fräulein," sagte er freundlich. „Ihr Oheim wird bald seinen Park erreicht haben und Sie werden ihm die wenigen Stunden bis zur Nacht durch Ihre Gegenwart versüßen müssen. Die Zeit unsers Plauderns ist somit verstrichen. Wenn Sie es mir gestatten, so geleite ich Sie eine Strecke."

„Sie sind sehr gütig; doch fürchte ich mich auch nicht, allein zu gehen. Ich habe den Weg oft in späterer Stunde zurückgelegt." Dabei erhob sie sich und zog ihr Tuch etwas fester um die schönen Schultern, denn schon begann ein feiner kühler Thau zu fallen und die Gräser zu ihren Füßen zu netzen. Herr Hübner bot ihr den Arm und sie nahm ihn dankbar an. So schritten sie langsam, Dies und Jenes redend, den Abhang hinunter, denselben Weg entlang, den kurz vorher der Baron mit seinem Begleiter gewandelt war. In wenigen Minuten, während welcher Herr Hübner immer langsamer zu schreiten begann, gleichsam als wolle er die Gegenwart des holdseligen Wesens

an seiner Seite so lange wie möglich genießen, waren sie in die Nähe des freiherrlichen Parkes gelangt. Hier blieb der Bewohner des Kupferhammers stehen.

„Dort liegt Ihr Haus," sagte er mit scharfer Betonung, „und das meinige eine halbe Stunde hinter unserem Rücken. Leben Sie wohl, mein Fräulein, und seien Sie recht glücklich!"

Marie wußte nicht, was sie auf diese eigenthümliche Abschiedsrede erwidern sollte; sie brachte mit Mühe einige alltägliche Worte hervor und dann entfernte sie sich mit dem ihr angeborenen schwebenden Schritte, sich dem Hause des Oheims zuwendend. Ihr Begleiter aber blieb auf derselben Stelle stehen, wo er von ihr Abschied genommen hatte und blickte der reizenden Gestalt so lange nach, als er sie unter den zunehmenden Schatten der Bäume unterscheiden konnte. Sogar noch eine Weile, nachdem sie seinen Augen entschwunden war, blieb er stehen und starrte mit übermäßig angestrengter Sehkraft der sylphenhaften Erscheinung nach. Dann aber plötzlich aus voller Seele tief aufathmend, stieß er einen Seufzer aus und kehrte dem Parke des Barons den Rücken. Langsam, den Kopf auf die Brust geneigt und die Arme davor in einander geschlungen, als habe er Schweres zu bedenken, schritt er denselben Weg zurück, den er gekommen

war und abermals stieg er die Anhöhe hinauf, die er so eben erst verlassen hatte. So erreichte er bald dieselbe Stelle, wo er vor Kurzem gesessen, und nochmals ließ er sich auf den Grabhügel nieder, der der Sammelplatz der fühlenden Menschen in der Umgegend zu sein schien, wo sie das herrliche und geheimnißvolle Buch der Natur zu lesen liebten. Was er hier sitzend dachte — wir wissen es nicht, und wenn wir es wüßten, wir würden es jetzt doch nicht verrathen. Daß es aber Ernstes, ja wohl Trauriges war, daß mehr niederdrückende als erhebende Gefühle den starken Mann bewegten, dürfen wir aus seiner Stellung entnehmen, denn er legte den Kopf in beide Hände und beugte ihn tief zur Erde hinab. In dieser Stellung blieb er lange Zeit sitzen. Plötzlich aber erhob er sein Haupt, schaute nach dem Gutshof hinüber und stand als ein ganz veränderter Mensch wieder auf, nachdem er noch einen Blick in den blauen Himmel gethan hatte, der seine Myriaden Sterne weit über das Erdenrund blitzen ließ.

Eine so rasche innere und geistige Wandelung darf uns nicht räthselhaft erscheinen, denn sie zeigt sich, namentlich bei stark fühlenden Menschen, sehr häufig. Die Stimmungen des Menschen überhaupt wechseln wie die Wolken am Himmel. Man sieht den

Wind nicht, der sie bringt und verjagt, und doch kommen und gehen sie. Eben ist es noch trübe, drohend über uns, und plötzlich wie durch einen Zauber ist das Gewölk verschwunden, heiter strahlt die Sonne und schwimmt goldig in dem reinsten Blau. — Warum legen wir uns oft so betrübt zu Bette und wachen so beglückt wieder auf? Warum möchten wir in dem einen Augenblick weinen — und lachen so fröhlich in dem anderen? Was ist es für eine unbegreifliche, wunderbare Macht, die diesen scheinbaren Widerspruch erzeugt? Ach, wir kennen sie nicht, wir wissen nur, daß sie existirt und daß wir ihren, Himmel und Hölle weckenden Einflüssen unterworfen sind, so lange wir leben — das heißt, so lange wir denken und fühlen.

So erging es diesen Abend Herrn Hübner. Er fühlte mit einem Male eine Last von seinen Schultern genommen, die ihn bisher beinahe erdrückt hatte. Er stand auf wie ein Mann, dem ein unwiderruflich gefaßter Entschluß die Seele erhebt und das Herz wieder hoffnungsvoll schlagen läßt. Ob Marie Antheil an diesem Entschlusse hatte, wissen wir ebenfalls nicht, daß er aber mit ihr in einiger Verbindung stand dürfen wir wohl annehmen. „Wie Gott will," sagte er jetzt halblaut zu sich selber, als er langsam den Weg nach seinem Wohnorte einschlug, „ja, wie Gott

will! Ich habe schon Schwereres überstanden und werde auch Dies siegreich überstehen. Auf andere Weise freilich, als ich mir vorgestellt, sehe ich mein Schicksal sich erfüllen, aber das geschieht uns Sterblichen ja immer so. O, wie oft habe ich schon gedacht: wäre ich doch erst über diesen Berg! — Habe Geduld, Seele, Du kommst darüber hinweg! — Wenn es auch lange dauert und manche Klippe mühsam zu übersteigen oder zu umgehen ist, einst wirst Du auf dem Gipfel stehen und in das Land der Verheißung und des Friedens hinabblicken, Dein Fuß wird dann nicht mehr müde sein und Du wirst den Weg den Hügel hinab mit Leichtigkeit wandeln.“ —

Der nächste Tag schien auf dem Gutshofe eben so verlaufen zu wollen, wie der eben geschilderte. Der Baron hatte sich schon früh Morgens in Geschäfte vertieft und mit dem Verwalter sich in sein Zimmer zurückgezogen. So blieb Marien auch diesmal nichts anderes übrig, als sich mit sich selbst zu beschäftigen, womit sie auch ganz zufrieden war. Sie hatte sogar heute noch mehr zu denken als am verflossenen Tage, denn zu ihren jüngsten Erlebnissen, die sich seit ihrer Ankunft auf Holzendorf rasch verdoppeln und das in

M . . . Versäumte nachholen zu wollen schienen, hatten sich neue gesellt, die nicht minder wichtig und interessant für sie waren als die früheren. Der Kreis ihrer Anschauungen erweiterte sich immer mehr, ihre unbestimmten Empfindungen wurden zu klarer bewußten Gefühlen, und ein innerer unwiderstehlicher Drang nach Mittheilung, nach Verständigung mit anderen Menschen wuchs wie eine Lawine, die als Schneeflocke ihr kleines Dasein beginnt und als Städte- und Wälderverwüsterin endigt. Aber keinen so verderblichen Lauf sollte Marie's Empfinden und Wünschen nehmen; in ihrer Taubenseele lagen nicht die Keime zu solchen entsetzlichen Wirkungen. In ihrem kindlichen und wohlwollenden Herzen dachte sie hierbei zunächst wieder nicht an sich und ihr eigenes Wohlbefinden, denn das kam erst in zweiter Reihe, zunächst nur gab sie sich dem Wunsche hin, des Oheims einsames Leben durch den Umgang mit anderen edlen und guten Menschen angenehmer und weniger einsam zu gestalten. Auch Er sollte des Genusses theilhaftig werden, Herrn Baumann und seine Familie, vor Allen aber Herrn Hübner kennen zu lernen, denn in ihrem unschuldigen Geiste dachte sie, was sie selbst freudig bewege, werde auch des alten Oheims Herzen wohlthun. Daher ging sie schon jetzt mit dem Gedanken um, Mittel und

Wege zu ergründen, durch welche und auf welchen er mit jenen Menschen in Berührung zu bringen sei. Daß Schwierigkeiten auf diesem Wege lagen, die vielleicht nur mit Mühe zu überwinden waren, verhehlte sie sich nicht, denn wohlbekannt war ihr ja des starrköpfigen Barons uralter Widerwille gegen alle Diejenigen, die sich durch ihrer Hände Arbeit ernährten, auch wenn diese Arbeit eine zeitgemäße und bedeutungsvolle war. Diesen eingewurzelten und daher schwer auszurottenden Widerwillen beschloß sie nun allmälig anzugreifen, zu untergraben, und so, wenn nicht mit Gewalt, doch mit Güte und Liebe, vielleicht auch mit kleiner List im Bunde, zu ihren Zwecken zu gelangen. Wenn ihr das Schicksal hierin in den Weg trat und ihr die Erfüllung ihres jetzt so lebhaften Wunsches versagte, so war das nicht ihre Schuld, denn die Begegnisse der nächsten Zukunft konnte sie nicht voraussehen, also auch nicht mit in Anschlag bringen bei ihrem liebreichen Unternehmen. Für's Erste gewährte ihr wenigstens der Gedanke daran und die Hoffnung auf die Erfüllung desselben einige Abwechselung in ihrem stillen Leben; sie hatte ein neues Mittel der Unterhaltung entdeckt, womit sie sich beschäftigen — ein neues Ziel sich vorgesetzt, nach dem sie mit jugendlicher Spannkraft streben konnte.

Bei Tische, zu dem heute der Verwalter geladen war, was immer geschah, wenn er am Morgen mit dem Baron wichtige Geschäfte verhandelt, wurde nur vom Wetter, von der voraussichtlichen Arbeit des Herbstes und Winters, von den verfehlten Erwartungen gesprochen, denen man sich in Betreff der vorübergegangenen Erndte hingegeben hatte, und als man beim Nachtisch saß, trat wie am vorigen Tage Friedrich mit der Meldung ein, daß der Förster Tellkamp draußen sei, um mit dem gnädigen Herrn seine Wanderung anzutreten. Der Baron erhob sich sogleich, wünschte den Anwesenden eine gesegnete Mahlzeit und rüstete sich zum Ausgange. Bald darauf verließ er das Haus und den Hof, um vor einbrechendem Abend nicht wiederzukehren. Marie war sich also abermals allein überlassen. Doktor Millinger, den sie Nachmittags erwartete, um mit ihm ein Stündchen zu plaudern, ließ sich nicht blicken, und so mußte sie denn wieder zu einem einsamen Spaziergange und dem Buche der Natur ihre Zuflucht nehmen. Wohin aber sollte sie sich wenden, wenn nicht zu ihrem Lieblingsplatze, der ihr je länger je mehr ein Bedürfniß wurde, das sie tagtäglich befriedigen mußte. Immer theurer wurde ihr der einsame Ort, denn er verwuchs immer mehr mit ihren innersten Empfin-

dungen, und wie er ihr, so lange sie noch in der Vergangenheit lebte, ein stiller Sammelplatz ihrer Gedanken gewesen war, so wurde er ihr jetzt, da ihr der weite Horizont der Gegenwart aufgegangen war, der Tummelplatz aller ihrer noch dunkel in ihr schlummernden, doch allmälig sich zum Bewußtsein entwickelnden Empfindungen, Wünsche und Bestrebungen. Schon war sie so weit in diese Gegenwart eingedrungen, daß sie sich gewisse Fragen zu thun vornahm, wenn sich gewisse Gelegenheiten wieder bieten sollten, und man weiß ja, daß, wo ein Ring jener gewaltigen, die Menschenbrust umspannenden Kette erst angelegt ist, einer nach dem andern aus sich selbst sich entwickelt und, wie die Ringe selbst immer stärker werden, auch die Kette immer mächtiger, unzerreißbarer, fesselnder wird.

Aber erst gegen sechs Uhr Abends trat sie ihren Spaziergang an. Es war am Tage sehr heiß gewesen und die Gluth der Sonne hatte unbarmherzig Alles gesengt, was in den Bereich ihrer Strahlen gerieth. Als nun aber die Sonne zu sinken begann, die Luft kühler wurde und sich sogar ein leichter Abendwind erhob, nahm sie ihren Hut und verließ still, wie sie immer ging, und ohne Jemandem etwas davon zu sagen, das Haus.

Nach einer Viertelstunde langsamen Wandelns hatte sie ihr bekanntes stilles Plätzchen erreicht, welches sie diesmal nicht zu verlassen Willens war, denn wieder nach dem Kupferhammer zu schauen, fühlte sie heute unbewußt keine Neigung. Die Gegend, in die sie von der Friedhofseite des Hügels hinabsehen konnte, war ihr wieder lieber denn je geworden, seitdem sie von einem Andern gehört, daß auch er diese Stelle und diese Aussicht liebe. Und merkwürdig, es war als gingen ihr heute zum ersten Mal die Augen völlig über die wirklich vor ihr liegenden Schönheiten auf. Nie vorher war ihr die Ebene so weit und breit, die fernen Berge so blau, der im Abendsonnenstrahle leuchtende Park des Gutes so malerisch, die da und dort zersteuten Häuser und Höfe der umwohnenden Landleute so lauschig, heimlich und lieblich vorgekommen. Eine Zeitlang stand sie still und blickte sich gleichsam suchend in der lautlosen Ferne um. Da und dort hatte gestern ein anderes Auge geweilt, auf Dies und Das hatte seine Hand gedeutet und heute war es wieder da, was er als schön bezeichnet, und eben so schön, beinahe noch schöner schien es nun im zauberischen Scheine der milden Abendsonne zu lächeln. Endlich hatte sie genug gesehen; sie wollte sich setzen, um sich von dem bei der Hitze mühsam zurückgelegten

Wege auszuruhen. Zu diesem Behufe blickte sie sich nach dem grünen Hügel um, von dem sie einige Schritte entfernt stand, um sich sogleich darauf niederzulassen. Da wurde ihr Auge durch einen Gegenstand gefesselt, den sie gestern nicht auf dem Rasen bemerkt hatte. Ein Stäbchen steckte mitten auf dem Grabhügel und in dem darin eingeschnittenen Spalt haftete ein Blatt Papier, das in dem leichten Wehen des Abendwindes zitterte. Sonderbar aber nicht gerade unangenehm erregt, streckte sie die Hand nach dem Stäbchen aus und zog es aus dem Boden, auf dem es wurzelte. Auch das Papier entwickelte sie und sah nun einige Zeilen, die ohne Zweifel an sie selbst gerichtet waren, obwohl sie weder Anrede noch Unterschrift trugen. Freudig erröthend las sie folgende Zeilen:

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich diese eigen-„thümliche Art der Mittheilung wähle, aber ich „wußte keine andere. Haben Sie die Güte, sich „nicht sogleich wieder von diesem Orte zu ent-„fernen, ich werde ebenfalls wieder zu meinem „Lieblingsplatze eilen, wenn Sie mir wie gestern „die Erlaubniß dazu ertheilen. Meine Geschäfte „aber halten mich diesen Abend länger auf, als „mir lieb ist. Ich habe Ihnen heute eine Bitte

„vorzutragen, die mir Ihre Güte, hoffe ich, ge„währen wird.“

Jeder Mensch, der ein fühlendes Herz und nur einige Erfahrung im Leben hat, weiß, wie solche, gleichsam vom Winde des Zufalls herbeigewehte Mittheilungen, die von einer Person herrühren, welche uns nicht gleichgültig ist, uns überraschen, ja bezaubern können. Marie war in der That überrascht, bezaubert, denn es war dies der erste Brief der Art, der in ihrem Leben, für sie allein bestimmt, in ihre Hände gerieth. Zweimal, dreimal, endlich wohl zehnmal durchlas sie die fest und kräftig geschriebenen Zeilen und dann setzte sie sich nieder, um sie unzählige Male zu überdenken. Herr Hübner, ihr neuer Bekannter, der auf dem besten Wege war, ihr Freund zu werden, hatte ihr gestern beim Abschiede nicht gesagt, daß er heute wiederkommen werde, und auch sie hatte Nichts davon verlauten lassen, und doch schien es ihr ganz natürlich zu sein, daß er kam, daß sie selbst wieder dahin ging. Also eine Bitte hatte er ihr vorzutragen? Was mochte das für eine Bitte sein? Sie zerbrach sich den Kopf darüber und konnte es doch nicht erdenken. Gewährt aber war sie schon im Stillen, denn was sollte sie für einen Grund haben, Jemandem,

der so liebenswürdig, so gut, so brav wie Herr Hübner war, eine Bitte abzuschlagen?

So setzte sie sich denn still auf den grünen Hügel nieder und schaute geradeaus, in die Ferne, in die Wolken, als ob von da aus ihr Freund kommen sollte, und doch kam er nicht daher, sondern er kam hinter ihrem Rücken den Abhang herunter. Schon aber war sie so weit in ihren Empfindungen gekommen, daß sie diesen Freund mit der unermeßlichen Ferne, den unbegränzten Wolken in Verbindung brachte und als ein Geschenk betrachtete, welches ihr der Himmel selbst gegeben zu haben schien, um ihr die trübe Einöde, in der sie bisher gelebt, minder öde und trüb zu machen.

Sie mochte wohl eine halbe Stunde, fast ohne jede körperliche Bewegung gesessen haben, als sie hinter sich die Blätter am Boden rauschen und gleich darauf einen Fußtritt hörte, der nur einem Menschen auf der Welt angehören konnte. Freudig sich umwendend, sprang sie dann gleich empor, als sie Denjenigen erkannte, den sie in dem Nahenden vermuthet hatte. Beide begrüßten sich, als wäre ihr Zusammentreffen hier oben ein ganz natürliches und durch die Umstände gebotenes gewesen. Herr Hübner nahm ohne Zaudern an Marie's Seite Platz. Er

dankte ihr mit einigen herzlichen Worten, daß sie seinen Wunsch erfüllt und ihn erwartet habe. Marie fand das durchaus nicht dankenswerth, vielmehr sich ganz von selbst verstehend.

„Aber was haben Sie mir für eine Bitte vorzutragen?“ fragte sie in ihrer kindlichen Weise, denn sie glaubte, es handele sich um eine alltägliche Kleinigkeit, die sie mit einem Kopfnicken gewähren könne.

Der ernste Mann an ihrer Seite, der sie lächelnd dabei betrachtete, zögerte zu sprechen, als er sah, welch' friedlichen Zustand er vielleicht mit seiner Bitte zu zerstören gekommen sei. Dennoch aber mußte wohl sein Entschluß, die Gewährung der Bitte zu erlangen, fest stehen, und so bezwang er sich selber und sagte, indem er sich ganz zu der jungen Dame herumwandte, als wollte er mit seinen großen braunen Augen in ihrer Seele lesen: „Ach, mein Fräulein, Verzeihung, daß ich überhaupt nur von dieser Bitte sprach, denn sie möchte schwieriger zu erfüllen sein, als Sie denken. Da meine schriftlichen Worte indessen meinen mündlichen schon vorgearbeitet haben, so will ich es wagen, voll der süßen Erwartung, Ihr Herz werde eben so sanft in der Beurtheilung meiner dreisten Bitte sein, wie Ihr Auge mir ermuthigend zu blicken und mich selbst zur Erfüllung dieser Bitte aufzufordern scheint.“

„Sprechen Sie — ich höre.“

„Mein Benehmen kommt Ihnen vielleicht wunderbar vor, wenn ich die Hoffnung ausspreche, Sie werden mir jetzt schon Ihr Vertrauen in hohem Maaße schenken, da ich erst so kurze Zeit die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein. Aber es giebt Menschen und Zustände, mit denen man schneller vertraut wird, als mit anderen. Sie sind für mich ein solches menschliches Wesen und ich vertraue mir selbst so viel, daß ich hoffe, Sie werden vielleicht in mir etwas Aehnliches entdeckt haben. So hören Sie mich denn an. Ich habe einen Grund, diese seltsame Bitte auszusprechen, den ich Ihnen vielleicht später mittheilen kann, denken Sie also nicht von mir, es sei bloße Neugierde, die mich dazu veranlaßt, oder eine unberufene Einmischung in das Schicksal anderer Menschen. Sagen Sie mir also, mein Fräulein, hätten Sie wohl schon das Vertrauen zu mir, mir jetzt, in diesem Augenblicke sogar, Ihre Geschichte mitzutheilen, das heißt, so weit sie Ihnen selbst bekannt ist?“

Er schwieg und heftete sein Auge beinahe brennend auf das Gesicht des jungen Mädchens, welches zur Erde geneigt war, indem ihr schönes Auge sich mit seinem natürlichen Schleier bedeckte und dabei einen so sanften Ausdruck annahm, daß der Mann

an ihrer Seite, überrascht von dieser vollendeten Schönheit, sein Auge wie gebannt darauf gefesselt hielt. Plötzlich hoben sich diese weißen schweren Lider langsam empor und entschleierten allmälig, wie der Vorhang einer Bühne bisweilen eine entzückend gemalte Landschaft enthüllt, ein so traurig sanft und doch so herzlich wohlwollend blickendes Augenpaar, daß Herr Hübner schon die Erfüllung seines Wunsches darin las, ehe die Lippen der Gewährenden sich noch dazu geöffnet hatten. Leise mit dem Kopfe nickend, verständlicher aber mit dem Auge winkend, sagte sie:

„Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, Herr Hübner, ja, ich habe es. Aber Sie werden nichts Besonderes zu hören bekommen, denn meine Geschichte ist sehr einfach und schließt sich wie ein kleines Bild in einen ganz unscheinbaren Rahmen ein.“

„Wie sie auch sei, erzählen Sie nur und denken Sie sich dabei, es säße ein Mensch neben Ihnen, der einen recht innigen Antheil an Ihrem Schicksale nimmt.“

„Das denke ich freilich, denn sonst würden Sie mich nicht danach fragen. Aber ach — ich muß mich einen Augenblick besinnen — denn ich weiß nicht, wie es kommt, aber seit einiger Zeit sind mir meine

Erinnerungen an meine Heimat wie in den Hintergrund meiner Gedanken getreten."

Bei diesen Worten seufzte sie laut auf; gleich darauf aber begann sie, anfangs mit gesenktem Haupte und mit gefalteten Händen, als verrichte sie ein heiliges Geschäft, indem sie an die Vergangenheit dachte, ihre einfache Geschichte zu erzählen. Allmälig aber, als sich ihre Erinnerungen freier aus der Seele löſten und die Theilnahme des Hörenden sichtbarer werden ließen, hob sich ihr Muth und sie berichtete flüssig und ohne weiteren Rückhalt Alles, was sie von ihrer Geburt an zu berichten wußte. Merkwürdig war dabei, daß, je weiter sie in der Erzählung fortschritt und je mehr ihr Muth dabei wuchs, der ihres Zuhörers zu schwinden schien. Anfangs hatte sie das Haupt gebeugt und die Hände gefaltet, jetzt that er es, und nur bisweilen, wenn Marie eine Pause eintreten ließ, um sich auf irgend Etwas zu besinnen, wagte er es, einen scheuen Blick auf das warm geröthete Gesicht des sprechenden Mädchens zu richten.

So war sie endlich bis zu dem Augenblicke gelangt, wo sie in das Haus ihres Oheims versetzt wurde. Hier stockte sie.

„Nun?" fragte Herr Hübner mild und sanft, wie

er noch nie zu ihr gesprochen. „Warum hören Sie auf zu reden?“

„Weil mir einfällt, daß jetzt eigentlich meine Geschichte zu Ende ist und die anderer Menschen beginnt, mit denen ich nur in entfernter Verbindung stehe.“

Herr Hübner sann eine Weile nach. Dann aber sagte er, sich Mühe gebend, so unbefangen wie möglich zu reden: „Ja, Sie meinen die Geschichte der Familie Ihres Oheims. Aber die kenne ich schon so ziemlich. Herr Baumann, dem sie durch das Gerücht bekannt ward, hat sie mir obenhin mitgetheilt, und Doktor Millinger, den wir danach gefragt, hat sie weder bestätigt noch geläugnet, woraus wir schließen konnten, daß das Gerücht wohl nicht gelogen haben wird. Aber wissen Sie was — erzählen Sie mir die Geschichte des Hauses Brandau auf Holzendorf, wie Sie sie gehört haben; ich setze nämlich voraus, daß Sie wissen, was im Schooße der Familie, der Sie selbst angehören, vorgegangen ist. So werde ich am besten die Wahrheit von der Lüge unterscheiden können.“

Marie athmete schon leichter auf. Es war ihr etwas schwer geworden, von ihrer Mutter und sich selber zu reden; ihres Oheims Begegnisse zu schildern, schien ihr viel weniger schwierig zu sein, da sie sich

nur an Das zu halten brauchte, was sie von Doktor Millinger und der alten Hanne darüber gehört hatte. Daher erwähnte sie, was sie wußte und was wir selber schon wissen, indem es einen Theil des Inhalts dieser Erzählung ausmacht. Mit großer Spannung hatte Herr Hübner dieser im Ganzen kurzen Mittheilung zugehört und nicht ein einziges Mal die Erzählerin unterbrochen, nur sein Auge hatte zu dem ihrigen geredet.

Als Marie zu dem Besuche Alfred's im Hause seines Vaters gelangt war, stockte sie wieder und endlich schwieg sie ganz.

„Wollen Sie mir nicht anvertrauen, was Alfred im Hause seines Vaters that? Oder ist Ihr Vertrauen erloschen?"

„Ich weiß nicht, Herr Hübner, ob ich es darf. Es betrifft das die Familienangelegenheiten meines Oheims und er mag vielleicht anders darüber denken, als Sie und ich."

Herr Hübner schwieg und schien zu überlegen. Endlich erhob er sanft seinen ausdrucksvollen Kopf und sah Marien bittend an. Diese widerstand diesem Blicke schon nicht mehr und sofort berichtete sie, was Alfred in Holzendorf gewollt und gethan. Als sie erst so weit gekommen, konnte sie nicht mehr mitten

auf dem Wege inne halten; nur stockte sie nochmals, als sie auf ihren Cousin Georg zu sprechen kam und dessen Bild sich vor ihrer Seele in seiner unerklärlichen Zerrissenheit malte. Aber nichts von ihren Gefühlen über diesen Gegenstand erwähnend, hielt sie sich nur an die äußeren Thatsachen — und diese nur allein wollte ja Herr Hübner hören.

Marie's Erzählung war zu Ende. Ihr vom eifrigen Sprechen warm gewordenes Gesicht strahlte die Fülle ihres ganzen inneren Lebens aus, und ihr Auge glänzte so feurig, wie es Herr Hübner noch nicht hatte glänzen gesehen. Er wandte seinen dunklen Kopf zu ihr herum und dankte ihr mit Worten und Blicken für die Erfüllung seines Wunsches. „Aber Eines," sagte er lächelnd, „haben Sie vergessen."

„Was wäre Das?"

„Sie haben mir ja Nichts von dem verschollenen Sohne des Barons gesagt —"

„Wie kann ich von Dem etwas wissen? Er ist eben verschollen."

„Wohl wahr! Aber wie kam es denn eigentlich, daß er das Haus seines Vaters verließ?" fragte Herr Hübner mit langsam feierlichem Tone, jede Sylbe betonend, so daß sie Marien in's Herz drangen.

„Ja, das ist wahr, das habe ich vergessen. Die

alte Hanne hat mir den Vorgang genau erzählt, beinahe eben so wie Doktor Millinger. Es ist aber sehr einfach, obwohl sehr traurig.“ Und sie fügte hinzu, was wir bereits wissen.

Als sie auch mit dieser Erzählung zu Ende war, erhob sie das Haupt gegen ihren Zuhörer. Er saß gleichsam noch immer horchend neben ihr, starrte aber mit nach Innen gewandtem Blicke in's Blaue vor sich hin und schien Alles vergessen zu haben, was außer ihm lag. Plötzlich aber, als er merkte, daß Marie nicht mehr sprach, erhob er das Gesicht zu dem ihrigen und versuchte zu lächeln. Dies Lächeln aber war mit einem tief schmerzlichen Ausdrucke gepaart.

„Das ist freilich ein trauriger Vorfall,“ sagte er leise. „Am meisten bedaure ich den armen Vater, da der längst verstorbene Knabe wohl nicht mehr zu bedauern ist. Der Baron ist kein schlechter Mann, wie ich die Sache ansehe, sondern nur arg und starr in den ihm angeborenen Vorurtheilen befangen, wie so viele seines Geschlechts. Die jüngeren Söhne hat er allerdings auf Kosten des ältesten groß gezogen, er hat sie verhätschelt und nun sind sie ihm über den Kopf gewachsen. Das kommt oft vor, nur nicht auf eine so auffallende und beklagenswerthe Weise. Das Leben der Söhne in der Residenz kann dem Baron ver-

hängnißvoll werden und er scheint der Kraft und des Nachdrucks zu entbehren, mittelst deren allein ein solcher überfluthender Strom in die richtigen Schranken zurückgeleitet werden muß. Ja, ja, so ist es. Hm! — Aber Sie haben mir da ein wahres Vertrauen bewiesen, mein Fräulein, glauben Sie mir das. Ich bin Ihnen dankbar dafür. Ich werde Ihnen wieder einmal gefällig sein."

„Das können Sie sogleich," sagte Marie, indem sie wieder erröthete, aber dabei lächelte. „Erzählen Sie mir doch auch von Ihrer Vergangenheit, dann haben wir uns gegenseitig Vertrauen bewiesen."

„Wenn es nur darauf ankäme, Ihnen mein Vertrauen zu beweisen, so wollte ich Ihnen bald Alles sagen, was Sie wissen möchten. Aber die Sache verlohnt sich der Mühe kaum. Ich bin nicht unter so eigenthümlichen Verhältnissen groß geworden wie Sie, und habe keinen so nachsichtigen Vater gehabt, wie Ihre Vettern. Der meinige hat mich nicht verzärtelt, aber hoffentlich auch dadurch nicht verdorben. Die harte Schule der Nothwendigkeit, alle meine Kräfte und Fähigkeiten auf der Goldwage prüfend, hat mich frühzeitig zwischen ihre eisernen Arme genommen und diese Arme haben mich tüchtig gedrückt, geschüttelt und zerzaust. Ich bin weiter nichts als ein roher

Handarbeiter gewesen, und so bin ich auch nichts weiter geworden und immer Derselbe geblieben."

„Aber Sie haben doch eine achtungswerthe Stellung im Leben erworben," warf Marie mit einem gewissen unbewußten Stolze hin, „Sie sind doch glücklich in Ihrem Berufe, glücklicher als diese vornehmen Leute, die nicht einmal in ihrem Alter Ruhe gewinnen, wie Sie sie zu erreichen gewiß sind."

„Wer weiß das! Man kann weder auf den Grund des Meeres noch seine sicheren Küsten und Häfen sehen, wenn man mitten darauf schwimmt, und das Leben des Menschen ist ein unerforschliches, grund- und endloses Meer. Eine achtbare Stellung freilich, so denke ich, habe ich mir mit diesen Händen erworben, sogar die Aussicht, es noch weiter zu bringen, denn meine Arbeiten werden von Fürsten und Privatleuten gleich gut bezahlt."

„Sie haben aber auch nicht mit den Händen allein, Sie haben auch mit dem Kopfe erworben, sollte ich meinen —"

„Auch das, redlich sogar! Denn oft habe ich meinen Kopf angestrengt, um etwas Neues, Brauchbares, Nützliches zu erdenken, bis er mir vor Schmerzen zu zerspringen drohte. Aber das ist die Pflicht des Menschen auf Erden; er ist nicht allein in die

Welt gesetzt, um zu genießen und zu schmarotzen, wie jene jungen Herren es thun, sondern er soll aus eigenem Triebe, mit eigener Kraft sich aus dem Staube erheben, Anderen, sich selbst und der Welt nützen — so verstand ich von jeher die Aufgabe des Lebens, und so verstehe ich sie noch."

Hier stockte das Gespräch, denn wieder war der Abend dem Nachmittage gefolgt und bereits lagerten sich die Schatten desselben über die Ferne, und der Nebel stieg in bleichen Wolkenschichten hier und dort aus der feuchten Erde hervor.

Marie bemerkte es und erschrak beinahe darüber, denn die Stunden waren ihr wie im Fluge verrauscht und sie hätte gern die einzelne Minute festgehalten, um sie wieder in Stunden auszudehnen. Denn schon war es ihr ein Bedürfniß geworden, mit diesem Manne, den sie jetzt im Stillen dreist ihren Freund nannte, vertraulich zu verkehren, seinen ernsten, gewichtigen Worten zu lauschen und aus einer unsichtbaren, aber deutlich fühlbaren Kraftausströmung seines ganzen Wesens auch für ihr Leben Kraft und Stärkung zu saugen.

Allein er selbst führte den Aufbruch für heute herbei, indem er sagte: „Es ist Abend geworden, mein Fräulein, unsere Trennungstunde hat also geschlagen.

Gestern wagte ich es noch nicht, Sie zu bitten, heute wiederzukommen, heute aber ist mein Muth Ihnen gegenüber gewachsen, denn Sie haben mir Ihr Vertrauen in hohem Maaße bewiesen. Heute also frage, bitte ich Sie, werden Sie mir morgen wieder eine Stunde hier oben schenken? Den Grund, warum ich gerade auf morgen bestehe, werden Sie morgen selbst erfahren."

Marie bebte vor Freude zusammen. Diese Frage, diese Bitte knüpfte sichtbar die Fäden fester, die sie mit dem edlen Manne verbanden, denn daß er edel war, das sagte sie sich tausendmal in jedem Augenblicke. Das las sie in seiner Stimme, auf seiner Stirn, in seinen Augen, seinem ganzen Wesen, auf welches die Hand des Höchsten den Stempel der Würde, des Adels, des rein menschlichen Adels gedrückt hatte.

„Ja," erwiderte sie leise, „ich werde kommen, denn ich gehe alle Tage hierher."

Herr Hübner lächelte über dieses vielsagende Einverständniß. „Wenn Sie aber eine unerwartete Abhaltung finden sollten?" fragte er, um ganz sicher zu sein.

Marie bedachte sich nur einen Augenblick. „Was sollte mich abhalten?" sagte sie. „Selbst wenn mein Oheim mich anders wohin führen wollte, so würde

ich ihm diesmal nicht folgen, denn ich habe Ihnen ja das Versprechen gegeben, zu kommen."

Herr Hübner war befriedigt durch diesen Ausspruch. Er las als Menschen- und Seelenkenner die Gluth der Wahrheit und mit dieser die Kraft der Vollführung auf dem Gesichte des schönen Wesens, welchem Gott außer dieser Schönheit noch so viele Gaben verliehen hatte, die dem Manne das Weib als den köstlichsten Edelstein der Schöpfung erscheinen lassen. — So erhoben sie sich denn Beide von ihrem Sitze, Marie nahm wieder den Arm des neuen Freundes und nun schritten sie wie am vorhergehenden Tage langsam durch die Lichtung der Anhöhe dem Gute zu.

Je mehr sie sich dem Orte ihrer Trennung näherten, um so langsamer wandelten sie auch diesmal dahin und Keines von Beiden sprach etwas Besonderes, vielmehr hatte es den Anschein, als hätten sie, Jeder für sich, über das Vernommene und Erlebte im Stillen nachzudenken. Während einer solchen Pause fragte Marie, ob der Hausirer, der am vorigen Tage sein Pferd so unbarmherzig geschlagen, nach dem Kupferhammer gekommen sei.

„Ja, freilich, heute Morgen in aller Frühe ist er dagewesen. Ich habe mich nach seinen Verhältnissen

erkundigt und er hat mir vortheilhafte Papiere vorgewiesen. Er ist früher Soldat gewesen, in Schleswig schwer verwundet und dadurch brodlos geworden. Nun hat er sich auf den Handel geworfen und will sich so viel Geld verdienen, bis er ein Weib ernähren kann, das er liebt.“

„Schade, daß er so harter Natur ist und gestern das arme Thier so unmenschlich behandelte, Das hat ihn mir verleidet.“

„Das sollten Sie nicht sagen. Anfangs freilich hat es auch mich gegen ihn aufgebracht; bei ruhiger Ueberlegung indeß fand ich, daß er nicht anders ist, als alle Leute seines Schlages und Standes. Die Armuth verhärtet leider die Menschen, wenigstens viele, und nur um ein Weib zu erringen, schlug er das Pferd.“

„Das ist ein sehr weitab liegender Grund. Aber da Sie ihn in Schutz nehmen, wird er dessen wohl würdig sein. Haben Sie ihm Ihr Versprechen gehalten?“

Herr Hübner schwieg eine Weile, dann sagte er mit leiser aber bewegter Stimme, die aus der tiefsten Tiefe seines Herzens hervordrang: „Wenn Sie mich so mit Ihrer weichen Stimme fragen, kann ich meine

Antwort nie zurückhalten. Ich habe sogar noch mehr gethan, als mein Versprechen verhieß."

„Wie? Sie hätten ihm sonst noch Gutes erwiesen?"

„Ich habe ihm eine Anstellung gegeben in unserer Fabrik; einer unserer Aufseher ist gestorben und ich faßte Vertrauen zu dem Manne."

„Aber wie konnten Sie Vertrauen zu ihm fassen, da er in unserer Gegenwart sich so unbarmherzig erwies? Sie scheinen sehr leicht Vertrauen zu fassen!"

„Nicht immer; wenn ich aber vertraue, vertraue ich stets ganz. — Diesem Manne zu helfen, hatte ich zwei wichtige Gründe."

„Und welche wären das gewesen?"

„Zuerst antwortete er mir in mitleidigem Tone, als ich ihn auf seine Thierquälerei aufmerksam machte. Sein Gefühl war also nicht erstorben, nur die Noth — der Trieb zur Selbsterhaltung, zwang ihn zu jener Härte, die er selbst beklagte. Sodann aber —"

„Warum halten Sie inne — der andere Grund?"

„Wie Sie mich drängen!" flüsterte Herr Hübner fast, aber in jenem energischen deutlichen Geflüster, welches in das Ohr des mit dem Herzen Hörenden wie eine Trompete bläst: „Er war der erste Hülfsbedürftige, der mir in den Weg kam, als ich das Glück hatte, mit Ihnen zusammen zu sein — und Das

mußte ihm zu Statten kommen. Nun kann er seine Geliebte heirathen."

Er schwieg, als hätte er schon zu viel gesagt. Marie zuckte unbewußt zusammen. Gleich darauf waren sie an die Stelle gelangt, an der sie sich zu trennen pflegten. Beide blieben stehen und richteten die Augen auf einander, als erwartete Jedes noch vom Andern, er werde Etwas sagen. Aber Keiner sprach ein Wort.

„Gute Nacht!" sagte endlich Herrn Hübner's tiefe Stimme.

„Gute Nacht!" klang der Flötenton Marie's dagegen.

„Wollen Sie mir nicht zum Abschiede die Hand reichen und damit das Vertrauen besiegeln, welches Sie mir heute geschenkt haben?"

Marie antwortete nicht, aber schon lag ihre Hand, diese kleine weiche Hand, in seiner großen. Langsam, leise zog er seine Finger zusammen und umschloß so fast ganz die Hand des Mädchens damit. „Ich könnte sie jetzt küssen," sagte er, „wie das die Leute von Stande thun, wenn sie glauben, sich eine Ehre zu erweisen, die eine sonderbare Sitte ihnen aufbürdet; aber ich thue es nicht, denn ich bin nicht von Stande, nicht von so feiner Sitte, ich bin nur ein

einfacher Arbeiter, und dessen Lippen verdienen es nicht, die Sammethaut einer Baronesse zu berühren."

„Herr Hübner!" — Weiter sagte sie nichts, und doch lag so viel in diesen zwei Worten und in dem Tone, womit sie gesprochen wurden, daß der damit Angeredete eine köstliche Rede zu hören glaubte.

„Leben Sie wohl!" sagte er und nahm tief seinen Hut ab, sich ehrerbietig verbeugend.

„Auf morgen!" flüsterte Marie, und gleich darauf war sie in den Park geschlüpft, vor dessem Graben, über den eine hölzerne Brücke führte, sie gestanden hatten.

Als Marie in das Schloß eintrat, erfuhr sie sogleich durch die ihr begegnende Schaffnerin, daß der Herr Baron noch nicht wieder von seinem Ausfluge zurückgekehrt sei. „Aber, mein Gott, gnädiges Fräulein, warum bleiben Sie denn immer so lange aus?" rief die Alte mit liebenswürdigem Schmollen. „Es ist schon wieder beinahe ganz dunkel. Wenn ich gewußt hätte, wo Sie zu finden gewesen, ich hätte Sie selbst aufgesucht. Hängen Sie denn immer noch so sehr an dem einsamen Herumschwärmen?"

„Gewiß, gute Hanne," erwiderte die Baroneß lächelnd, die zu glücklich war, um den eben gehörten Vorwurf in seinem ganzen Umfange zu würdigen, „ich liebe es immer noch so sehr, wie ich es damals liebte, als ich unter den Wahnsinnigen lebte!"

Mit diesen Worten eilte sie in ihr Zimmer, um die vom Thau des Abends durchnäßten Schuhe zu wechseln.

„Mein Gott, mein Gott!" seufzte die alte Hanne vor sich hin, indem sie nach der Küche ging, um nach dem Abendessen auszuschauen, „es klebt ihr doch immer noch Etwas von dem unglücklichen Irrenhause an. Manchmal kommt es mir vor, als hätte sie uns Alle angesteckt, denn so sonderbar, wie es jetzt hier im Hause hergeht, ist es noch niemals hergegangen."

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen rasselnd in den Hof und sogleich sprangen einige Leute herbei, denn es war möglich, daß der Baron vorgefahren kam, obgleich er zu Fuße weggegangen war. Auch hatte man sich nicht geirrt. Er war dem Doktor Millinger, der zu Wagen vom Kupferhammer herkam, begegnet und hatte dessen Einladung, zu ihm einzusteigen, Folge geleistet. Auch den Förster hatte der gute Doktor mitgenommen, aber schon vor seinem Hause am Eingang des Gutes abgesetzt.

Als der Baron mit Hülfe Friedrichs aus dem Wagen stieg, war es sein Erstes, ein gutes Abendessen so rasch wie möglich zu bestellen, denn der weite Fußweg hatte ihm Appetit gemacht und der seltene Besuch des Arztes, der ihm für den Abend seine Gegenwart zugesagt, hatte ihn heiter gestimmt, zum ersten Male seit jenem Unglückstage, wo ihn der Bankier und der Advokat heimgesucht. Lärmend und dem ganzen Hause vernehmbar trat er in sein Zimmer, bot dem Doktor eine Cigarre und zündete sich selbst eine an, was ebenfalls seit jenem Tage nicht geschehen war, denn der Herr Baron gehörte zu jenen seltenen Exemplaren von Männern heutiger Zeit, die nur dann eine Cigarre rauchen, wenn sie besonders fröhlich gestimmt sind.

„Nun kommt her, Millinger und setzt Euch. So!" sagte der alte Herr in trefflichster Laune. „Ihr glaubt nicht, wie lieb es mir ist, daß ich Euch endlich einmal aufgerafft habe. Euretwegen hätte ich sterben können, so wenig habt Ihr Euch um mich bekümmert."

Der Doktor lächelte auf seine Art, denn er wußte aus alter Erfahrung, daß des Barons hauptsächlichste und fast einzige Krankheit die üble Laune war.

„Was wollen wir trinken?" fragte der Baron

weiter, ohne auf eine Erwiderung des Arztes zu warten.

„Etwas Gutes, Herr Baron, denke ich, da Sie so munter und zugleich bei gutem Appetite sind.“

„Das war eine vernünftige Antwort, wie ich sie lange nicht gehört. Den Wunsch wollen wir verwirklichen.“ Dabei griff er nach seiner Glocke, die sogleich den aufmerksamen Friedrich herbeirief. „Bringe Champagner, Friedrich!“ gebot er. „Halt! Ist das gnädige Fräulein zu Hause?“

„Gewiß, gnädiger Herr! Sie befindet sich in ihrem Zimmer.“

„Lade sie zu uns ein — es ist Euch doch recht, Doktor?“

„Ich bitte, Herr Baron; es kann mir keine Gesellschaft angenehmer sein.“

Bald darauf trat Marie ein und bot dem Oheim die Wange und dem Doktor die Hand dar. Letzterer merkte sogleich an dem flammenden Blicke, den seine junge Freundin nur selten zeigte, daß ihr etwas Angenehmes begegnet sei. Er beobachtete sie aber nur scharf mit den Augen, ohne seine Bemerkung in Worte zu kleiden, denn der gute Doktor Millinger gehörte zu den wenigen gescheidten Menschen, die Andern ihre eigenen Empfindungen gönnen, ohne die

Aufdringlichkeit zu besitzen, danach zu fragen. In demselben Augenblicke aber hatte auch schon der weniger scharfsichtige Baron eine auffallende Belebtheit an der Nichte bemerkt, wie er sie fast noch nie an ihr wahrgenommen, denn bisher hatte er sie häufiger wehmüthig, traurig und schweigend als mittheilsam und fröhlich gesehen. Er wollte eben deshalb eine Frage thun, als Friedrich den verlangten Champagner und die Gläser brachte. Das lenkte seine Aufmerksamkeit wieder ab und er begab sich daran, die Gläser zu füllen. „Da, mein Kind," sagte er herzlich, „nimm Du das erste Glas. Es ist ein heiterer Tag heute, wie wir ihn hier lange nicht genossen haben."

Marie stimmte ihm stillschweigend bei und leerte das kleine Glas auf seine Gesundheit. Bald darauf wurde die Flügelthür geöffnet und man trug einen völlig gedeckten Tisch in das Zimmer, denn so liebte es der Baron.

Das Gespräch während der Mahlzeit drehte sich Anfangs um die verschiedenen Besichtigungen, die der Gutsherr heute vorgenommen, und da er auch damit zufrieden war, so vermehrte es nur seine Heiterkeit. Er sprach mehr als gewöhnlich und bemerkte dabei nicht, wie der Arzt immer noch unausgesetzt die glückliche Miene des gnädigen Fräuleins studirte. End-

lich ward er es gewahr und betrachtete sich nun ebenfalls seine Nichte, deren Munterkeit nicht durch Worte, doch durch jede Bewegung, jede Miene sich kund gab.

Friedrich hatte eben auf Geheiß seines Herrn die zweite Flasche gebracht, als Letzterer Marien fest ansah und geradezu sagte: „Wohl, mein Kind, so gefällst Du mir noch besser, als wenn Du ernst und still bist. Du sprichst zwar auch heute nicht viel, aber wenigstens denkst Du nichts Unangenehmes. Sage mir denn, da auch wir gerade heiter sind, was stimmt Dich denn so überaus glücklich? Was hast Du gemacht, während ich fort war? Bist Du außerhalb des Hauses gewesen? Laß uns auch Dein Tagewerk hören, nachdem Du das uns'rige kennen gelernt."

Marie erröthete, war aber ohne Zögern zur aufrichtigen Mittheilung des Erlebten entschlossen. „Ich bin auf dem Friedhof gewesen, mein lieber Oheim!" sagte sie rasch.

„Tausend und noch einmal! Auf dem Friedhof! Das ist ein schöner Grund zum Lustigsein! — Seit wann, sage mir, kehrt man denn so heiter vom Friedhof zurück?"

„Ich bin nicht lustig, mein Oheim, obwohl heiter;

eigentlich aber bin ich glücklich — ja, ich nenne es geradezu so!"

„Glücklich? Hm! Ein bedeutungsvolles Wort! Ich wünschte, ich könnte das auch einmal wieder von mir sagen. — Und warum bist Du glücklich?"

„Ich habe eine angenehme Unterredung gehabt, mein Oheim!"

„Mit den Todten etwa?"

„Nein, mit einem recht Lebendigen. Herr Hübner war mit mir auf dem Friedhofe."

Der Doktor stutzte und der Baron hob staunend den Kopf in die Höhe. „Herr Hübner?" fragte er. „Wer ist das?"

„Das ist der zweite Direktor des Kupferhammers, mein Oheim — ich habe Dir ja schon neulich seinen Namen genannt."

Der Baron runzelte die Stirn, sobald das Wort „Kupferhammer" genannt wurde. Der Doktor aber glaubte sich in's Mittel legen zu müssen und sagte: „Ach ja, das ist wahr, Herr Hübner ist ein sehr angenehmer und unterrichteter Mann."

„Auch ein sehr guter Mann!" fügte Marie dreist hinzu. „Ich will nur eine Geschichte erzählen, die ich mit ihm erlebt habe."

„Aber wie kommt er auf den Friedhof?" fragte

der Baron ernst. „Der gehört nicht zum Grund und Boden des Kupferhammers. Ich liebe es nicht, wenn die Leute von da drüben mein Eigenthum betreten, ohne mich um Erlaubniß zu fragen — ich betrete das ihrige auch nicht.“

„Herr Hübner ist ein Freund der schönen Natur, namentlich liebt er weite Fernsichten,“ erläuterte der Arzt. „Er hat es mir selbst gesagt, daß er keinen Spaziergang lieber unternimmt, als nach Ihrem Friedhof, Herr Baron, von wo man vier Meilen weit die Gegend überschauen kann. Er meinte auch, mit einiger Nachhülfe könnte man den Friedhof zum artigsten Parke umgestalten.“

„Damit soll er mir vom Halse bleiben — das bitte ich mir aus!“ fuhr der Baron heftig heraus. „Mag er seinen Kupferhammer in einen Park verwandeln, so viel er will, wir werden für das Unſ'rige sorgen.“

„Es war ja auch nur ein Ausspruch seiner Meinung von ihm,“ sagte der Arzt begütigend. „Er denkt nicht daran, sich Eingriffe in Ihre Rechte zu erlauben, dazu ist er viel zu vernünftig. Auch kennt er Ihre Abneigung gegen —“

„Gegen was?“ fragte übelgelaunt der Baron.

„Gegen den Kupferhammer.“

„So — kennt er die! Das ist mir lieb. Und dabei mag es sein Bewenden haben. — Was war das für eine Geschichte, die Du von ihm erzählen wolltest, Marie?“

Die Gefragte, die bei diesem Gespräche zwischen ihrem Oheim und dem Doktor etwas schneller Athem geholt hatte als vorher, besann sich eine Weile, dann erzählte sie kurz den Vorfall mit dem wandernden Handelsmanne und seinem Pferde.

„Ja, die Geschichte ist wahr,“ fuhr der Doktor fort, als Marie geendigt hatte und sich dann schweigend verhielt. „Ich war heute auf dem Kupferhammer und hörte davon. Der Mann hat ein angemessenes Gehalt und eine Wohnung bekommen, damit er heirathen kann; sogar sein Pferd ist gut untergebracht, denn Herr Hübner hat es in seinen eigenen Stall gestellt und heute Nachmittag habe ich das arme Thier sich zum ersten Mal in seinem Leben auf der fetten Wiese da drüben satt fressen gesehen.“

Marie's Augen leuchteten wie Diamanten, auf die der Schein eines hellen Lichtes oder ein Sonnenstrahl fällt, doch sagte sie kein Wort. Ihr Herz allein sprach durch lauteres Klopfen ihre Gefühle aus. Auch der Baron schwieg eine Weile, dann sagte er mit beruhigtem Tone: „Hm! Das gefällt mir, das muß ein

braver Mann sein. Ich hätte nicht gedacht, daß dergleichen Leute so edelmüthig sein können, noch viel weniger, daß Jemand mit solchen Gesinnungen auf dem Kupferhammer wohnt."

„Man sollte sie nur besser kennen," bemerkte der Arzt beiläufig, „und man würde staunen, viel mehr an ihnen zu finden als —"

„Nun was?" fragte der Baron, da der Doktor eine Pause eintreten ließ.

„Als sogar Leute von höherem Stande ihr Eigenthum nennen."

„Ist der Mann wohlhabend?" fragte der Baron weiter.

„Man kann ihn dreist reich nennen, denn wie ich auf dem Kupferhammer habe erzählen hören, hat er allein 50,000 Thaler in Actien in dem Werke stecken."

„So!" brummte der Baron. „Wo hat er denn das Geld her?"

„Er hat es sich erworben, Herr Baron. Er ist ein Talent, ein Maschinenbauer und großer Werkmeister und hat in England seine Studien gemacht."

Bei diesen Worten überlief das Gesicht des Barons eine deutlich wahrnehmbare Blässe. Er ließ die Hand vom Glase, das er eben an den Mund

setzen wollte, sinken und stierte gedankenvoll vor sich hin.

„In England ist er gewesen?“ fragte er fast unwillkürlich nach einer langen Pause.

„Ja, mein Oheim, und auch in Amerika, hat er mir neulich selber erzählt.“

Der Baron schob das Glas noch weiter von sich. Die Lust zum Trinken war ihm vergangen. Ohne Zweifel dachte er an Etwas, was mit Herrn Hübner in gar keiner Verbindung stand.

Als Marie diese nachdenkliche, beinahe traurige Miene des Oheims sah, deren Bedeutung sie so gut kannte, erhob sie sich wie ein Zephyr von ihrem Sitze, trat zu ihm heran, legte ihren Arm um seinen Nacken und küßte ihn herzlich.

„Trinkt, trinkt, Kinder,“ rief der Baron, der durch diese liebevolle nnd schweigsame Ueberredung besänftigt war, „trinkt! Dieser Hübner scheint mir ein wackerer Mann zu sein. Nun, vielleicht habe ich auch einmal Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen.“

„Die hättest Du schon gestern machen können,“ sagte Marie herzhaft. „Denn als Du mit dem Förster auf dem Bergwege nach Hause gingst, saß er mit mir auf dem Grabe meiner guten Tante und

wir sahen Dich wohl, wollten aber nicht stören, da Du auf einem Geschäftsgange begriffen warst."

„Ha! War mir's doch wie eine Ahnung gestern auf der Stelle," sagte der Baron mit bebender Lippe. „Als ich mit Tellkamp vor den Gräbern vorüberging, wollte ich hinauf blicken, wo sie liegen. Aber eine innere Gewalt hielt mich davon zurück, denn ich liebe es nicht an Gespenster zu denken, und die wohnen für mich dort oben."

Das Gespräch, bisher vom perlenden Weine befeuert, gerieth durch diese Bemerkung etwas in's Stocken. Eine kalte unbehagliche Wolke hatte sich über die Trinkenden und Sprechenden herabgelassen. Bald darauf stand der Doktor Millinger auf und, nachdem er sich empfohlen hatte, stieg er in seinen Wagen und fuhr nach Hause, bat jedoch vorher den Baron um Erlaubniß, am nächsten Tage das gnädige Fräulein zu einem Besuche bei seiner Familie abholen zu dürfen, was auch genehmigt und von Marie selbst zugesagt wurde.

Dreizehntes Kapitel.

Auf dem Berge und im Hause.

Der nächste Tag war gekommen und hatte für die weniger oder gar nicht an den vorliegenden Ereignissen Betheiligten im Gutshofe begonnen, wie alle Tage daselbst begannen, mit frühzeitiger Arbeit. Nicht so bei Marien. Für sie war es ein durchaus ungewöhnlicher Tag, der erste in ihrem Leben, für welchen sie einem Manne, den sie bereits hoch achtete, das Versprechen gegeben hatte, mit ihm einige Stunden allein zu sein. Doktor Millinger war seinem Worte getreu geblieben. Er war am Morgen dieses Tages nach dem Gute gekommen, um die Nichte des Barons in sein Haus zu führen, wo sie den Tag über verleben sollte, mit Gesprächen und Dingen beschäftigt, die sie von den Vorfällen ihres Hauses einigermaßen ableiteten. In früheren Tagen war ihr dieser Besuch immer ein hoher

Genuß gewesen, dem sie sich mit Freuden hingegeben, jetzt, heute, war er ihr schon eine Pflicht geworden, die sie nicht mehr mit ganzer Seele erfüllte. Denn diese Seele bewegte sich an einem ganz anderen Orte, erfüllte eine von der gegenwärtigen weit abweichende Pflicht, sie eilte der Zeit und dem Orte voraus, in der und an dem sie war, und horchte schon in Gedanken auf die Mittheilungen, die ihr die Ursache erklären sollten, warum Herr Hübner darauf gedrungen hatte, sie heute wiederum zu sprechen. Der Tag verstrich ihr daher äußerst langsam, sie bemühte sich mit Aufwendung aller ihrer Kräfte, den inneren Drang nach der Beendigung dieses Besuches zu verbergen und sich den freundlichen Ergüssen der Familie des Doktors hinzugeben. Endlich war der Mittag vorüber und die Stunden des Nachmittags hatten zu schlagen begonnen. Als es aber vier Uhr schlug, ließ es ihr keine Ruhe mehr. Ohne irgend einen Vorwand zu suchen, der ihr Vorhaben verschleierte, sagte sie dem guten Doktor ganz offen, daß sie Herrn Hübner das Versprechen gegeben, ihn um fünf Uhr an dem bewußten Orte zu treffen, und da sie vom Dorfe aus, wo sie war, beinahe Dreiviertelstunden bis zu demselben zu gehen habe, so müsse sie sich rüsten.

„So, so,“ sagte der wackere Mann, „also Sie ha=

ben es ihm versprochen? Nun, dann freilich ist es etwas Anderes. Aber ich muß selbst nach dem Kupferhammer, und so werde ich Sie begleiten."

„Sie gehen doch nicht zu Fuße, lieber Doktor? Sie reiten oder fahren ja immer?"

„In der Regel — ja! Aber heute mache ich einmal eine Ausnahme. Was soll ich darüber viele Worte machen — mit Ihnen gehe ich. Ich bin schon fertig, mein liebes Fräulein."

Marie beeilte sich, sich ebenfalls fertig zu machen, und bald war sie es. Sie empfahl sich der liebenswürdigen Familie und schlug mit dem Doktor den Fußsteig neben dem Fahrwege ein, der etwas näher und wegen des Schattens, den die jungen Buchen und Eichen warfen, angenehmer zu gehen war. Am Gutshofe angelangt umschritten sie denselben und gewannen, den Park zur Linken lassend, auf einem Verbindungswege das offene Feld, welches sie durchschneiden mußten, um zur Anhöhe zu gelangen. Der Doktor war einst ein guter Fußgänger gewesen, aber, seit langer Zeit aus der Uebung gekommen, ward es ihm heute sauer, mit der beflügelten Eile der jungen Dame gleichen Schritt zu halten. Und um so beschwerlicher wurde ihm das rasche Gehen, als er es für seine Pflicht hielt, dieselbe zu unterhalten. Marie

bemerkte es nicht, eben so wenig wie seine Worte ihr zu Herzen drangen, nur ihr Ohr wurde von Zeit zu Zeit dadurch berührt. So hatten sie endlich den Fuß der Höhe erreicht. Hier aber blieb der Doktor stehen, um Luft zu schöpfen.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er keuchend, „Sie sind vortrefflich in allen Dingen, sogar als Fußgängerin suchen Sie Ihres Gleichen. Sehen Sie — ich schnappe nach Luft wie ein Fisch. Gönnen Sie mir nur zwei Minuten Zeit — so eilig wird es Herr Hübner doch nicht haben. — Der Glückliche!" Das letzte Wort sagte er nur sich allein, denn er hatte Muße genug gehabt, Marie's Zustand zu errathen. Diese stand still und trocknete sich selbst den Schweiß aus dem lieblichen Gesicht.

„Das ist Ihre eigene Schuld," sagte sie neckisch, „warum sind Sie nicht zu Pferde oder zu Wagen nach dem Kupferhammer gegangen. Eine kleine Strafe für Ihre übel angebrachte Galanterie kann nicht schaden. Uebrigens haben wir Zeit, Herr Hübner ist noch nicht oben."

„Wie? Haben Sie das schon ausgekundschaftet?"

„Gewiß. Wenn er oben wäre, würde er uns längst gesehen haben und entgegengekommen sein."

„Ein richtiger, logischer Schluß, bei meiner Seele!"

dachte der Doktor. „Sogar in einem Irrenhause scheint die Logik zu Hause zu sein — welch ein beruhigender Gedanke! Oder bringen vielleicht die Weiber die Philosophie mit auf die Welt? O, wie weit sind wir Alltagsmenschen hinter ihnen zurück!"

Gleich darauf fingen sie an, die Anhöhe zu ersteigen und nach wenigen Minuten befanden sie sich unter den schattigen Tannen und Lärchen, wo sie sich überzeugten, daß Marie Recht gehabt und Herr Hübner noch nicht zur Stelle sei. Eine kurze Zeit blieb der athemlose Doktor bei der Nichte des Barons stehen, dann sagte er ihr Lebewohl und stieg die Höhe ganz hinan, um auf der andern Seite nach dem Kupferhammer wieder hinabzusteigen.

Kaum aber hatte er einige Schritte vorwärts gethan, so wandte er sich noch einmal mit lächelndem Antlitz herum. „Soll ich Sie vielleicht in einer Stunde wieder hier abholen?" fragte er schelmisch.

„Nein, guter Doktor, nein!" erwiderte sie ehrlich. „Ich bleibe bis zum Abend hier und Herr Hübner pflegt mich bis zur Parkbrücke zu geleiten."

Der Doktor machte große Augen, grüßte mit der Hand und schritt den Berg hinauf. „Pflegt!" wiederholte er bei sich. „Ei, sieh doch! Der Spaziergang ward also schon öfter gemacht! Wie viel Tage sind

es denn eigentlich her, daß wir auf dem Kupferhammer waren? — Wahrhaftig, drei Tage! Hm! Nun, das ist eine rasche Bekanntschaft. Und wer ist daran schuld? O, Millinger, schweig, schweig, Du allein! Nun vorwärts, Ihr Leutchen, vorwärts — ich kann mir denken, was —"

„Was können Sie sich denken?" fragte hier eine tiefe Stimme den wider Wissen und Willen laut redenden Doktor. Und siehe da, Herr Hübner, der ungesehen von ihm zwischen den Bäumen heraufgekommen war, stand dicht vor ihm.

„Aha!" rief der Doktor. „Richtig! Daß Sie mir begegnen würden, konnte ich mir denken."

„Wie so das?"

„Weil unser gnädiges Fräulein Sie schon lange da unten erwartet. Auf Wiedersehen, Herr Hübner, auf Wiedersehen!"

Und fort schritt er, den Berg hinab, während Herr Hübner noch einige Schritte zu steigen hatte, um den Kamm zu erreichen und dann wieder, aber in der Richtung des Friedhofes, hinabzusteigen.

Herr Hübner hatte die Nichte des Barons von Brandau begrüßt und Beide hatten sich darauf wie

gewöhnlich auf ihren Ruhesitz niedergelassen. Marie hatte sich, wie wir wissen, außerordentlich auf diese Zusammenkunft gefreut; als sie aber das Gesicht Herrn Hübner's sah, war der Barometer ihrer Freude um ein Bedeutendes gesunken. Denn er sah ganz anders aus, als am gestrigen Tage und an den vorhergehenden. Sein immer ernstes Gesicht war gleichsam mit einem Schleier der Wehmuth bedeckt und viel bleicher als gewöhnlich, er sah mit einem Worte aus wie Jemand, der sich körperlich übermäßig angestrengt oder einen heftigen Schmerz zu überwinden hat. Außerdem war er schweigsam, und zwar so auffallend, daß auch Marie nicht zu sprechen wagte, sondern mit beinahe wehmüthigem Erstaunen an seinem Auge hing. Dieses Auge aber war umflort und schaute sie kaum so herzlich an, wie man nach den Vorfällen der vergangenen Tage hätte erwarten sollen, es war vielmehr gedankenvoll auf die vor ihm liegende Landschaft gerichtet, als beobachte oder erwarte er von da unten her irgend eine Erscheinung auftauchen zu sehen. Und doch war dem nicht so; er arbeitete nur im Stillen an einem verborgenen Weh, das war nur zu klar. Endlich, da er noch immer schwieg, glaubte Marie das Gespräch beginnen zu müssen.

„Sie versprachen mir gestern," sagte sie, „mir zu sagen, warum Sie so eifrig wünschten, mich heute hier oben wiederzusehen."

„Ja, das versprach ich. Ich werde mein Versprechen auch halten. Aber es hat noch Zeit. Nachher. Lassen Sie uns einmal recht ruhig hier sitzen und gemeinschaftlich den nahenden Abend beobachten. Das ist ein großer Genuß für mich. Ich sagte es Ihnen schon. — Sehen Sie, wie köstlich da an den jenseitigen Bergen die Farben der Wolken sich mit den Farben der aufsteigenden Erddünste vermischen, beide streben zusammen und beide bilden ein Ganzes. Die Nacht ist auch hier die Zeit ihrer Verbindung. — Sagen Sie mir," brach er plötzlich ab, „thun Sie nicht Unrecht, mit mir hier allein zusammenzukommen?"

Marie schaute verwundert auf. Diese Frage hatte sie heute am wenigsten erwartet. Aber sie war schnell zu einer Antwort bereit. „Nein, Herr Hübner," lautete sie, „ich thue kein Unrecht. Ich habe gestern Abend noch meinem Oheim gesagt, daß ich Sie hier gesprochen und öfter spreche."

„Wie? Das haben Sie ihm gesagt?"

„Warum nicht? Ich sehe keinen Grund, ihm das

zu verschweigen. Oder hätten Sie in diesem Falle mein Schweigen gewünscht?"

„Ich, ach nein! Meinetwegen kümmere ich mich schon lange nicht mehr um das Geklätsch der Welt. Nur Ihretwegen war ich besorgt."

„So beruhigen Sie sich. Mein Oheim ist überzeugt, daß ich Nichts thue, was ihm zuwider ist, und so verhält es sich auch mit Dem, was ich hier thue."

Herr Hübner lächelte schmerzlich, jedoch fragte er sogleich weiter: „Was erwiderte er denn, als Sie ihm sagten, daß Sie mich hier getroffen hätten?"

„Doktor Millinger war gegenwärtig und in dessen Gegenwart nannte er Sie einen braven Mann."

„Was? Der Doktor?"

„Nein, der Baron, mein Oheim."

„Woher kennt er mich denn?"

„Er kennt Sie nicht und hat nur von Ihnen gehört."

„Wer hat ihm denn von mir gesprochen?"

„Doktor Millinger und ich."

„Und was, wenn ich fragen darf?"

„Ich habe ihm die Geschichte mit dem Hausirer erzählt."

„Ach so, ich verstehe. Nun gut — so viel von Ihrem Oheim. Jetzt muß ich aber von Ihnen spre-

chen. Sie sind das Kind einer alten Baronenfamilie, also eine Dame von Stand und Rang. Ich dagegen bin nur ein Handarbeiter. Fühlen Sie denn gar keine Abneigung, mit einem Manne öfter zusammenzukommen, der von dem Fleiße seiner Hände lebt?"

„Abneigung? O, wie könnte ich! Im Gegentheil, ich fühle Neigung zu Denen, die leben, um zu arbeiten. In diesem Punkte gehöre ich zu meiner Familie gar nicht, denn ich theile nicht die Vorurtheile derselben. Mein Oheim ist stolz — Sie wissen es vielleicht."

„Ich denke es mir wenigstens nach Dem, was ich von ihm gehört habe. Alle diese Herren, die Nichts thun als leben, um zu genießen, sind stolz, und wenn es auch nur auf ihre Trägheit und Unwissenheit wäre. Ich gehe sogar noch weiter mit meinen Schlußfolgerungen, die zugleich meine Ueberzeugungen sind. Diese Herren haben sehr großes Unrecht mit ihrem auf Nichts basirten Stolze. Zum Leben, sei es nun ein Leben der Arbeit oder des Genusses, gehören Mittel. Ich sehe nicht ein, wie die Mittel, die man sich durch seiner Hände Arbeit erwirbt, weniger edel erworben sind, als diejenigen, die mir ein Fürst als ein Geschenk oder Gehalt für geleistete Dienste giebt. Auch sehe ich nicht ein, warum ein Adliger nicht arbeiten

sollte, um diese Mittel zu erwerben, da man es doch sehr häufig findet, daß seines Gleichen das Geld einer Frau sehr gern nehmen, mag dasselbe nun durch Arbeit oder sonst wie erworben sein. Sind Sie vielleicht ähnlicher Ansicht?"

„Ganz derselben sogar. Ein ruhig Denkender kann nicht anders urtheilen, er müßte denn ungerecht sein wollen oder das Rechte vom Ungerechten nicht unterscheiden können."

„Ach, wollten doch Alle, oder nur Viele so denken, wie Sie eben gesprochen haben! Glauben Sie mir, ich habe oft und lange darüber nachgedacht, warum diese vornehmen Menschen die sogenannten Bürgerlichen verachten oder auch nur gering schätzen, und ich habe durchaus keinen stichhaltigen Grund dafür gefunden, als ein verderbliches Vorurtheil. Das Vorurtheil ist der Sumpfboden, auf dem die Parasitenpflanze des heutigen Adelstandes wurzelt. Schauen Sie zum Beispiel da unten hin, wie das Landgut jenes Barons, Ihres Oheims, gleich einem grünen Edelstein in der goldenen Einfassung des herrlichsten Ackerlandes glänzt und funkelt. Wie glücklich, wie beneidenswerth glücklich könnten diese Menschen sein und leben, wenn sie sich ihres Besitzes bewußt würden und, damit zufrieden, sich nicht über die andere Welt, wie ein Fürst

über die Bauern, hinaus erhüben. Aber ein innerer, gährender, nur ihnen allein angeborener und von ihnen künstlich gepflegter Drang bemächtigt sich frühzeitig ihrer Herzen und erhebt sie auf Kosten alles menschlichen Empfindens zu einer Art von irdischen Halbgöttern oder Riesen — in ihrer eigenen Meinung natürlich. Schon dem Kinde raunt die Amme zu, daß es der Sohn eines Barons, das heißt, eines reichen, mächtigen Herrn sei. Schon mit der Muttermilch saugen sie das Gift ein, welches ihr eigenes Leben und das vieler Anderer durch Hochmuth und Geringschätzung vergällt und verbittert. Kaum in die Welt getreten, beugt sich Alles vor ihnen, und da sie sich Alles beugen sehen, verlangen sie, daß sich Alles beuge. Welch' thörichtes Verlangen von einem Menschen an seinen Mitmenschen gestellt! In die Schule des Lebens versetzt, halten sie zusammen wie die Jungen einer Wölfin, die nur so lange bei der Mutter bleiben, bis sie selbst auf Raub ausgehen können. Täglich wächst ihre Kraft und mit ihrer Kraft wächst ihr Stolz, ihr Dünkel, ihre Einbildung. Was kann man denn nun von einem solchen jungen Wolfe erwarten, wenn er groß gesäugt ist und seine Zähne und Klauen gewachsen sind? Er muß ein Wolf werden, der die stillen Heerden beunruhigt, wo er sie

findet. — Und wie, wenn ich das Leben dieser jungen Wölfe mit dem Leben anderer Menschen vergleiche, wie werden sie vom Leben selbst gepflegt und verhätschelt! Alle Glücksquellen, die ein Mensch dem anderen eröffnen kann, — ich meine nicht die, die er sich selbst zu eröffnen im Stande ist — werden ihnen wie von Gottes und Rechts wegen eröffnet, Jeder steuert bei, ihnen einen Schemel für ihre Füße und ein Polster für ihren Kopf zu unterbreiten. Sie wachsen und gedeihen — zu eigenem und Anderer Verderben — auf den Schultern der Anderen stehend, zu einer ganz eigenthümlichen Größe empor. Und warum sollten sie nicht! Glauben sie doch, ein Vorrecht — Privilegium nennen sie es selber — dazu zu haben, Herren zu sein und über Knechte zu gebieten zu haben. Leisten denn aber, frage ich weiter, diese zu Herren geborenen Kinder mehr, als die von ihren Knechten Geborenen? Fragen Sie die Welt, nehmen Sie die Erfahrung zu Hülfe und Alles sagt Ihnen: Nein, sie leisten nicht mehr. Nur gelten sie mehr und diese Geltung halten sie eingebildeter Maaßen für Werth, für eine Leistung, in der es ihnen kein Anderer gleich thut. O, schauen Sie die Entwickelung der Künste, der Wissenschaften, der Industrie an — wer hat darin das Höchste und Herrlichste ge-

leistet? Waren es diese vornehmen Herrn, die das Gold und den Flitter der Welt als ihr Eigenthum betrachten? Ich will es nicht beantworten, die Geschichte der Cultur aller Völker spricht es tönend genug aus. Und dennoch, dennoch verachten sie uns, die mit ihrer Hände Fleiß die Güter der Erde vermehren, die sich dem Segen der Arbeit geweiht haben, um nur ihrem inneren Drange nach allseitiger Vollendung genug zu thun und zugleich auch Anderen dadurch sich nützlich zu erweisen. O, wie sind diese sogenannten Großen so klein geblieben in der eigenen Geistes- und Herzensentwickelung! Wie sind sie zurückgeblieben hinter den Anforderungen der Zeit und des zum Riesen ausgewachsenen menschlichen Geistes! Am starren, steifen Eis des Mittelalters — ihrer goldenen Wiege, ihrem Grundpfeiler — halten sie unverrückbar fest. Wie jene düsteren Faustkämpfer es thaten, möchten sie noch heute das Schwerdt schwingen, um dem stillen Wanderer, der ihnen in den Weg tritt, ein gebieterisches Halt zuzurufen. Das edlere Schwerdt der Arbeit mißachten sie, sie kennen es nicht einmal. Ja, sie verachten sogar Die, die es zu schwingen verstehen. Nein, nein und abermals nein, nicht mehr die rohe Gewalt der bewaffneten Faust, nicht mehr das scharfe Eisen regiert die Welt, sondern die ge-

schickte Hand, der denkende, vollbringende Geist, die Künste und Wissenschaften üben, die Handel und Wandel über die Erde verbreiten, diese allein sind die wirklichen Herren der Welt. Jenen aber, mein Fräulein, die das Gut des Lebens vergeuden, als wäre es ein zufällig ihnen in die Hände gefallenes Spiel, die Nichts thun als nach Genüssen jagen und dennoch mit herrischem Dünkel auf unsere Arbeit herabsehen, als hätten sie ein Recht dazu, unsere Schultern als Schemel zu benutzen, denen habe ich den Krieg erklärt. Ich kann niemals ihr Bruder — ich werde immer ihr Gegner sein und sie mit offenem Visir und redlichen Waffen bekämpfen. Ob ich sie besiege — das weiß ich nicht, das glaube ich sogar nicht, denn es sind ihrer zu Viele und ich bin kein Herkules, der eine ganze Welt besiegt, ich bin nur ein einfacher Mensch. Wer mir aber von ihnen auf meinem Wege entgegentritt, wer mich angreift — den werde ich besiegen. Dazu habe ich den Muth, dazu den Willen, dazu die Kraft von Gott empfangen! —"

„Hier haben Sie mein ganzes und letztes Bekenntniß! Das wollte und mußte ich Ihnen sagen, ehe ich Sie auffordern darf, mir noch ferner Ihr Ohr zu leihen, mir Ihre süße Gegenwart zu schenken. Denken Sie anders als ich — so kann ich Ihnen Nichts

nützen, denn Ihre Wege sind dann fortan nicht meine Wege. Haben Sie aber gleiche oder nur ähnliche Ansichten wie ich, so kann das Vertrauen, welches Sie mir von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft an erwiesen, wachsen zum wahren Menschen- und Bruderbunde. Jetzt habe ich geredet, nun antworten Sie mir."

Er wandte sich glühenden Angesichts und mit funkelnden Augen zu dem jungen Mädchen um, welches in holder Verschämtheit die Augen zu Boden geschlagen hatte und ihn nicht anzublicken wagte. Denn sie fühlte sich im Innersten von der Wahrheit, die er gesprochen, ergriffen. Was Herr Hübner ihr gesagt, war zum Theil oft genug der Gegenstand des Gespräches der aufgeklärten und denkenden Männer des Irrenhauses gewesen, und an die Betrachtungen, die Herr Hübner gesprochen, hatte sie sogar noch viel weiter gehende und traurigere Schlußfolgerungen knüpfen gehört. Dies Alles im Fluge bedenkend erhob sie plötzlich ihr Haupt, und ihr blitzendes Auge, in dem schon allein ihre volle Zustimmung lag, traf voll das seine.

„War Das," fragte sie sanft, „was ich so eben hörte, Dasjenige, was Sie mir gestern zu sagen versprachen?"

Herr Hübner schüttelte leise verneinend den Kopf. „Nein, mein Fräulein,“ sagte er weich, beinahe wehmüthig, „Das war es eigentlich nicht, es war etwas ganz Anderes. Nur der Zufall und der Hinblick auf jenes Gut allein hat es mir abgezwungen, denn ich bin einmal von der Natur so organisirt, daß, was in meinem Blute gährt, hinaus muß, ehe es mir die Seele abdrängt.

„Also es war es nicht?“ sagte Marie traurig. „Ich dachte es mir beinahe, denn Sie sagen das so betrübt. So werde ich denn geduldig warten, bis Sie mir es sagen. Darf ich Ihnen aber noch Etwas auf Ihre vorige Rede erwidern, was einst im Irrenhause, wo ich so lange wohnte, ein kluger Mann gegen die Männer sprach, die dasselbe Thema und auf dieselbe Weise behandelten, was Sie so eben behandelt haben?“

„Ja, ja, sprechen Sie; ich höre gern, was kluge Männer reden und fühlende Frauen im Herzen bewahren.“

„Jener Mann warf Denen ein, die Ihrer Ansicht waren, daß es auch viele Vornehme gäbe, die auf dem Gipfel der Zeit ständen und mit dem Geiste der Gegenwart fortgeschritten wären.“

„Herrlich, herrlich, das ist wahr und das ist der einzige Trost, den wir dabei haben. Diese auf dem

Gipfel der Zeit stehenden vornehmen Männer, diese mit dem Geiste der Gegenwart fortgeschrittenen, wahrhaften Edelleute sind aber auch Ausnahmen ihrer Gattung und haben niemals den arbeitenden, strebenden Mann, die wohlthätige, nützliche Arbeit verachtet oder gering geschätzt. Sie sind nie hochmüthig und stolz auf den Häuptern der Menschheit spazieren gegangen, um sich ein Vergnügen zu bereiten, was zugleich ihre Macht vor Augen stellt, sondern sie reichen dem Braven, Edlen, Guten stets die Hand, wo sie ihn finden. Der große zahllose Haufe Derer aber, die nicht zu diesen Ausnahmen gehören, wiegt schwer in der Wagschaale der Menschheit. Mit dem Muthe, welchen die rohe physische Kraft verleiht, ausgestattet — das ist ein Kennzeichen ihrer Gattung — verläugnen sie die göttliche, dem Menschengeiste vom Urquelle alles Erschaffenen eingeflößte Kraft — sie selbst sind Alles, die Anderen Nichts, und sie sind Alles ohne Frage, ohne Schwanken, ohne Zaudern, sie sind Alles, weil sie es sind — und das nennen sie von Gottes Gnaden! Verstehen Sie mich nicht falsch, mein Fräulein. Wohl weiß und fühle und glaube ich, was von Gottes Gnaden ist — zum Beispiel der von Gottes Gnaden seinem Volke gegebene Herrscher — aber diese von des Menschen Gnaden erwachsenen

Treibhauspflanzen des Glücks, des Vorzugs, der Verzärtelung — die sind es nicht."

„So sprach auch jener Mann — ich erinnere mich seiner Worte sehr genau."

„Jetzt aber, mein Fräulein, lassen Sie uns dies Zufallsgespräch abbrechen. Gebe nur Gott, daß Sie nicht in Ihrer Familie erleben, was ich in vielen Familien habe geschehen sehen; lieber möchte ich Ihnen den Beweis meiner Lebensansichten schuldig bleiben, als sie auf Kosten Ihrer Familie Ihnen zu Füßen legen."

„Haben Sie hierbei die Söhne meines Oheims in Gedanken?"

„Ganz gewiß; gerade der Gedanke an sie, den Sie gestern mit Ihrer vertrauensvollen Erzählung heraufbeschworen, hat mich auf das vorige Gespräch gebracht, denn eben jene Söhne Ihres Oheims sind der Typus einer ganzen Klasse gegenwärtig lebender Menschen. — Seufzten Sie?"

„Nein, ich seufzte nicht," erwiderte Marie leise.

„Es war mir doch so, als ob ich einen Menschen neben mir tief seufzen hörte —"

„Es war der Wind, der mit den Blättern der Bäume spielt —"

„Wahrscheinlich. Nun aber zu Dem, was ich

Ihnen gestern zu sagen versprach. Zunächst aber spreche ich hiermit meinen aufrichtigsten Dank für das Vertrauen aus, welches Sie mir dadurch erwiesen haben, daß Sie mir die Geschichte Ihres Lebens und theilweise auch die Ihrer Familie mitgetheilt haben. Ich werde davon keinen unredlichen Gebrauch machen, verlassen Sie sich darauf. Mir aber haben Sie dadurch wohlgethan, wie lange kein Mensch, und viele Feindseligkeiten haben Sie damit ausgelöscht, viele Bitterkeit in meinem Herzen versüßt, die mir die Menschen im Leben zugefügt. Ich bat Sie nun, heute hierherzukommen, um Ihnen diesen Dank so bald wie möglich auszusprechen, denn morgen oder einen anderen Tag hätte ich Ihnen denselben nicht mehr aussprechen können."

„Warum nicht?" fragte Marie mit einem leichten unwillkürlichen Schauer.

„Weil ich diese Gegend auf unbestimmte Zeit verlasse und unterdeß diese Gräber nicht besuchen kann, die eine Freistätte auch für die Lebendigen waren."

„Wie? Sie wollten von hier fort? Und das sagen Sie mir erst am letzten Tage?"

„Die Nothwendigkeit meiner Reise machte sich schon früher geltend, allerdings; allein — ich weiß

eigentlich nicht wie es kam — ich schob sie bis heute Abend auf —"

„Heute wollen Sie noch fort?

„Sobald ich Sie nach Hause geleitet haben werde, setze ich mich in den Wagen, der mich schon auf dem Kupferhammer erwartet."

„Und wohin werden Sie sich begeben?"

„Ich gehe nach der Residenz. Dorthin rufen mich wichtige, sogar dringende Geschäfte, die ich nur Ihretwegen so lange hinausgeschoben."

„Wie? Meinetwegen thaten Sie Das?"

„Ja, denn ich hatte auch hier und mit Ihnen Geschäfte," fügte er lächelnd hinzu, „die man gern vollführt und die eigentlich einen anderen Namen verdienen als diesen."

Marie hörte nur noch wie eine Leidende, also halb zu. Ein unbekannter Schmerz durchzuckte ihre Seele, denn auch sie war, wie viele ihrer Schwestern, zu diesem Schmerze, der zugleich eine Wonne in sich schließt, auserſehen. „Diese Reise," sagte sie endlich mit traurigem und weichem Tone, während ihr tastender Blick beinahe schwärmerisch das Antlitz ihres Nachbars durchforschte, „diese Reise kommt mir sehr unerwartet, Herr Hübner, ich muß es Ihnen sagen — ich war nicht darauf vorbereitet. Ach, ich fand eine

so große Befriedigung in unserer Unterhaltung! Meine nur in kleinen Kreisen sich tummelnden Gedanken fingen schon an einen höheren Flug zu nehmen und sich über einen weiteren Horizont zu verbreiten. — Wie lange werden Sie fortbleiben?"

„Das kann ich leider nicht bestimmen, denn es hängt nicht von mir allein ab. Vielleicht bin ich glücklich in Vollbringung meiner Geschäfte, und dann kehre ich bald zurück; wo nicht, so können Wochen, selbst Monate vergehen, bis ich wiederkehre."

„O, welch' eine lange, lange Zeit! Gott gebe Ihnen glückliche Geschäfte und baldige Rückkehr! — Wie werde ich aber erfahren, daß Sie wieder hier sind, wenn Sie nicht etwa gleich zu meinem Oheim kämen?"

„Nein, zu Ihrem Oheim käme ich noch nicht sogleich. Später, freilich — o gewiß! Doch, wie soll ich Sie unterrichten, daß ich wieder da bin?" Und er besann sich, indem er seine Rechte an die bleich gewordene Stirn legte. „Liegt Ihnen denn so viel daran, es zu wissen?"

„Ja!" preßte sie standhaft hervor. „Mir liegt viel daran. Ich habe nur wenige Freunde auf der Welt, und diese wenigen sind mir lieb."

„Also auch ich bin so glücklich, Ihre Freundschaft erworben zu haben?“

„Wenn Sie das für ein Glück halten, so sind Sie es.“

„Ich danke Ihnen. O, wären doch alle Menschen so aufrichtig und zugänglich wie Sie! — Aber ich weiß in der That nicht, wie ich Ihnen die Nachricht meiner Rückkehr zukommen lassen soll —“

„Aber ich weiß es. Gehen Sie am ersten Tage Ihres Eintreffens auf dem Kupferhammer hierher und stecken Sie wie neulich ein Stückchen Holz ohne Papier — denn das könnte der Wind verwehen — hier mitten auf das Grab. Ich werde dann wissen, wer mir dies Zeichen seiner Anwesenheit giebt und am nächsten Tage gegen Abend hier sein.“

„Also Sie werden, auch wenn ich fort bin, dies Grab besuchen?“

„Alle Tage fast gehe ich hierher. Ich habe ja nur so wenig Zerstreuung.“

„Aber wir werden im Herbst schlechtes Wetter bekommen und das wird Sie vom Wandern auf dem Felde und im Walde abhalten —“

„Niemals. Ich bin seit meiner Kindheit gewöhnt, im Regen und im Winde zu gehen.“

Herr Hübner ließ sein Auge eine Weile auf dem

rosig glühenden Antlitz der Baronesse ruhen; je länger dies geschah, um so inniger, sprechender wurde der Ausdruck desselben. Plötzlich aber raffte er sich zusammen, drängte seine still auflodernden Gefühle in seine Brust zurück und wandte sein Auge auf die vor ihm liegende Ebene hinaus. „Ach,“ sagte er düster und bewegt, „da ist unser Störenfried schon wieder, der Abend mit seinen Schatten, dem die Nacht auf dem Fuße folgt. So müssen wir ja wohl gehen. Ihr Oheim könnte Sie erwarten oder wohl gar suchen.“

„Dann fände er mich bei Ihnen?“

„Was würde er dazu sagen?“

„Er würde vielleicht im ersten Augenblick ein unwilliges Gesicht machen, dann aber würde ein Wort von mir ihn besänftigen und er würde freundlich werden.“

„Was wäre denn das für ein Wort?“ fragte Herr Hübner, indem er sich wieder fester niedergelassen hatte.

„Dies ist der brave Mann, mein Oheim, würde ich sagen, von dem wir gestern sprachen.“

Der brave Mann, der dies mit eigenen Ohren hörte, aus solchem einfachen, wahren Munde hörte, schauerte vor innerer Wonne zusammen, war aber

Mann genug, auch diese Regung zu überwinden und den Augen seiner Nachbarin zu entziehen. „Sie haben wohl viel Gewalt über Ihren Oheim?" fragte er sanft.

„Bisweilen, o ja! Namentlich Nachts, wenn er allein ist und vor Unruhe und Kummer über seine Söhne nicht schlafen kann. Dann tröste und beruhige ich ihn. Dann ist er wie ein Kind zu leiten, denn dann scheint das Gewissen in ihm zu erwachen und er hört in der Erinnerung ein Wort aus der Vergangenheit herauf tönen, welches einst ein Knabe zu ihm gesprochen hat, der aber in seiner Einbildung ein Riese geworden ist."

Herr Hübner horchte mit athemloser Spannung diesen Worten. „Was ist das für ein Wort?" fragte er mit kaum hörbarer Stimme.

„Dasselbe, welches ihm sein Sohn Richard gesagt hat, als er von ihm wich, nachdem er ihn so unverdient gezüchtigt hatte: Vater, Vater, Du hast Deinen ältesten Sohn wider Fug und Recht mißhandelt und blutig geschlagen; Das wirst Du einst bereuen, denn Deine jüngeren Söhne werden Dich für das Unrecht züchtigen, welches Du mir, Deinem Erben, gethan."

Herr Hübner schauerte noch einmal zusammen, aber diesmal nicht vor Wonne. Er hatte seine Hände zu-

sammengelegt und rang sie fest in einander, als wollte er damit seine innere Aufregung erdrücken. „Kommen Sie, kommen Sie," sagte er sich erhebend, „die Nebel fallen dicht auf uns herab, mein Herz wird kalt! —" Und beinahe mit Hast ergriff er Marie's Arm, legte ihn in den seinigen und schritt mit ihr rascher als an den vorigen Tagen auf dem bekannten Wege dahin. —

Noch nicht volle hundert Schritte weit waren sie von dem Grabhügel entfernt, als sich hinter dem Denkstein des Grabes, auf dem sie gesessen, etwas Menschliches bewegte. Leise schleichend schlüpfte ein Mann hervor, um von den Fortgehenden nicht bemerkt zu werden. Dieser Mann war bleich vor Schreck, vor Aufregung oder von sonstigen leidenschaftichen Empfindungen. Er hatte trotz der Abendkühle seinen Hut abgenommen und fuhr sich mit der Rechten durch das graue Haar.

Es war Doktor Millinger, der ein unbemerkter Zeuge des ganzen letzten Gespräches gewesen war, welches die beiden neuen Freunde mit einander geführt hatten. Wie Herr Hübner einst ihn und das Fräulein belauscht, so hatte er es jetzt mit ihm gethan, aber eine ungleich andere Wirkung hatte dies letzte Gespräch auf ihn hervorgebracht, als jenes frühere auf den ersten Horchenden. Der gute Mann

war sichtbar von einer tiefgreifenden Erschütterung bewältigt. Er setzte sich auf den Rasen, der noch niedergedrückt war von der Last seiner früheren Besucher, faltete seine Hände und dachte lange, bangend und hoffend, über das menschliche Schicksal und die wunderbaren Fügungen der Vorsehung nach.

„Gott im Himmel," sagte er endlich mit einer Stimme, die von innerer Aufregung heiser klang, und sank auf seine Kniee vor dem Hügel, auf dem er saß, nieder, — „hättest Du es wirklich zugelassen in Deinem unerforschlichen Rathschlusse, Deiner Gnade! Ich kniee hier vor dem Grabe Derjenigen, die ihrem Gatten, meinem armen, seit Jahren gequälten Herrn und Freunde drei Knaben gebar. Wäre es möglich — steigen die Todten aus ihren Gräbern hervor? Hast Du ein Wunder gethan oder hat mich ein Zufall geblendet? Ist mein Gesicht, mein Ohr, alle meine Sinne — sind sie von Täuschung befangen? Nein, nein, nein, ich täusche mich nicht! Allmälig, wie die Wolken vor dem Monde schwinden und sein leuchtendes Antlitz entschleiern, so schwinden die Zweifel und entschleiern mir auch dieses Antlitz immer mehr und mehr. O, Gott im Himmel, gieb uns ganz das helle Licht, damit wir nicht mehr in Finsterniß irren — dann aber laß das Ende sein, wie Du es

beschlossen — denn wir Menschen können es ja doch nicht ändern!"

Nach diesem aus seinem innersten Herzen hervorströmenden Gebete stand er auf und setzte sich wieder denkend und überlegend nieder. „Ja, ja," sagte er bald wieder halblaut zu sich, „ich bin ziemlich gewiß; so wird es sein. Nun, ich — ich werde mich wohl hüten, es irgend einem Menschen zu verrathen — ich werde wohl schweigen — aber Augen und Ohren offen halten werde ich — wie ein Luchs will ich sie Alle beobachten, um zu rechter Zeit mit der Hülfe bei der Hand zu sein, wenn sie nöthig werden sollte. — Und dieses Mädchen, — dieses herrliche, herrliche Weib — sollte es vielleicht von der Vorsehung bestimmt sein — dies große Werk, was ich hier im Kopfe habe, zu vollführen? Ja, ja, nicht umsonst ist sie aus ihrer Verborgenheit gerade jetzt hierhergeführt — in ihren Blicken schon liegt Gottes Auge — in ihren Worten seine Stimme — dies Wesen hat allein die allbarmherzige Güte da Oben zur Lösung dieses Räthsels erzogen. — Wohlan denn, jetzt muß ich ihnen nachgehen, wie zufällig sie wieder treffen — o Gott, o Gott, wie wunderbar sind Deine Wege, die Du die Menschen mit und neben einander gehen

heißest, sie auseinander und dann wieder zusammenführst! —“

Unterdessen waren Marie und Herr Hübner wieder langsamer ihren Weg fortgeschritten und hatten, in ihr Gespräch vertieft, zu einem Wege, den man, bergabgehend, in zehn Minuten zurücklegen konnte, wenigstens das Doppelte an Zeit gebraucht. Ihr heutiges Gespräch wurde meist durch Fragen von Marie's Seite eingeleitet, indem sie sich näher nach den wichtigen Geschäften erkundigte, welche ihren Freund so rasch von ihrer Seite riefen. Allein Herr Hübner war in diesem Punkte unergründlich; hartnäckig verschwieg er dieselben und nur soviel konnte das junge Mädchen aus seiner ganzen Art und Weise entnehmen, daß diese Geschäfte in der That sehr dringend und von großem Einflusse auf sein ferneres Leben wären. Als sie zu dieser Ueberzeugung gelangt war, hielt sie mit weiteren Fragen zurück und zuletzt, je näher sie dem Orte kam, wo die Trennung stattfinden mußte, wurde sie sogar schweigsamer als ihr Begleiter, der sich schon vor Ankunft auf dem Berge zu der bevorstehenden Trennung gestählt zu haben schien.

Endlich waren sie an die kleine Brücke gelangt,

die über den Graben führte, welcher den Park des Barons umschloß. Hier blieben sie stehen. Herr Hübner nahm mit der Linken seinen Hut ab und reichte die Rechte der stillgewordenen Baroneß hin. „Leben Sie wohl," sagte er mit künstlich erheuchelter Ruhe, während die Gährung seines Innern sich doch deutlich in seinem tiefen und bebenden Tone und in dem flammenden Feuer seines dunklen Auges aussprach; „ich gehe ungern von hier fort und doch kann ich es nicht ändern. Wenn ich aber wiederkehre, werden meine Schritte beflügelt und mein erster Gang wird — dahin gerichtet sein." Dabei deutete er mit dem abgenommenen Hute auf die eben verlassene Höhe.

„Leben Sie wohl, Herr Hübner!" hauchte Marie leise hervor.

Diese wenigen Worte waren schon lange gesprochen, aber die einander hingereichten Hände lagen noch immer fest in einander. Er so wenig, wie sie, wollte der Erste sein, der das einmal in Besitz Genommene fahren ließ. Nur was der Mensch in Händen hat, hält er sicher. Diesen Gedanken sprach zwar keiner von ihnen in diesem Augenblick aus, vielleicht sogar hatten sie ihn Beide niemals gedacht; unbewußt aber lag er gewiß in ihrer Seele, wenigstens gab er

sich in der stummen Innigkeit und der Uebereinstimmung ihrer Gefühle kund.

„Auf Wiedersehen — auf glückliches Wiedersehen!" sagte Herr Hübner, von Herzen betrübt.

Marie konnte Nichts mehr sagen, ein silberner Schleier fing an, sich über ihre Augen zu legen und eine noch nie empfundene Macht hielt ihre Zunge gefesselt. Da lösten sich denn die Hände los, deren Druck mit der Länge der Zeit immer fühlbarer geworden war, und nach einem trotz der Dunkelheit des Abends gegebenen und verstandenen Blicke aus beiden Augenpaaren wandte der stärkere Mann zuerst sich seiner Richtung zu. Rasch, wie es sonst nicht seine Gewohnheit war, lief er über das Feld, und nicht lange dauerte es, so war er den Augen der Nachschauenden entschwunden. Aber nur ihren Augen, denn ihre Seele hielt ihn fest umschlossen, wie nur die Seele eines Weibes die Erinnerung an einen Mann festhalten kann. Unbeweglich, als wäre sie an den Boden gewurzelt, wie die sie umgebenden Platanen und Buchen, blieb sie auf der Stelle stehen, wo sie den Abschiedsgruß empfangen hatte. Plötzlich regte es sich wie ein wollüstiger Schauer in ihr, sie empfand, was sie in ihrem Leben nicht empfunden, und als ob alle Schleusen ihres Innern mit einem Male geöffnet

würden, brach sie in einen unaufhaltsamen heißen Thränenstrom aus. Da ging eine große Veränderung in ihr vor. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Der Schleier, der ihr selbst ihre Gefühle verborgen, zerriß in tausend Stücke, und sie blickte nun frei und ungehindert in ihr eigenes Herz hinein. So hatte denn ihre Sehnsucht eine Gestalt, ihre Empfindung ein Bewußtsein angenommen. Weit, weit dehnte sich vor ihr die Welt aus und sie erkannte, wie die Wünsche des auf der Erde weilenden Menschen keine einzelnen flüchtigen Erscheinungen sind, sondern sich an das Allgemeine knüpfen. Lange stand sie an der Brücke unter den Bäumen und schaute noch immer in die Richtung, wo sie den Geschiedenen aus den Augen verloren hatte. Sie konnte ihn nicht mehr sehen und doch sah sie, dachte sie nur ihn. O, wie war ihr so wunderbar, so seltsam zu Muthe! Wo war die kleine Welt geblieben, in der sie bisher gelebt? Alles was in und vor ihr lag, war gewachsen, war groß wie das weite Meer, weit wie der unermeßliche Himmel geworden, und nirgends, nirgends war ein faßbarer, mit den Sinnen erreichbarer Horizont. Alles, was ihr bisher unwichtig, kleinlich, bedeutungslos erschienen, nahm mit einem Male eine bedeutsame Gestalt an. Ach, was war ihr jetzt jenes düstere,

melancholische Irrenhaus, in dem sie so lange gelebt und das sie so innig bisher als ihre Heimat geliebt? Es war in einen trüben kleinen Schatten zusammengeschwunden, über dem ihre frühere Sehnsucht dahin nur wie ein kleiner Nebel dunkeler Erinnerung schwebte.

Alle diese inneren Vorgänge, die wir hier mit so vielen Worten auseinandersetzen mußten, um sie klar und anschaulich zu machen, bedurften zu ihrer Entstehung und Vollendung in dem Busen der zum Bewußtsein ihrer Stellung, ihres Berufes und ihrer Gefühle erwachten Jungfrau nur eines Augenblickes. Und dieser Augenblick ging noch dazu blitzschnell vorüber. Dennoch aber hatte er Raum genug gehabt, sowohl für einen unnennbaren Schmerz, wie für ein unsägliches Glück. Beides war in ein einziges süßschmerzliches Gefühl verschmolzen, für welches die so zwiefach Betroffene keinen Namen wußte. Um so mehr aber davon durch und durch aufgeregt, ließ sie unaufhaltsam ihre Thränen fließen, diese Dollmetscher der entgegengesetztesten menschlichen Gefühle, mit denen man Wonne und Seligkeit, Wehmuth und Schmerz in das Meer der Empfindung ergießt, und dann, schon halb dadurch getröstet und erleichtert, wandte sie sich langsam zur Rückkehr in das Haus ihres Verwandten.

Als sie aber erst wenige Schritte unter den Bäumen gethan hatte, hörte sie einen anderen Schritt hinter sich. An allen Gliedern bebend und schon an die Rückkehr eines Einzigen denkend, wandte sie sich um, als sie zu rechter Zeit den befreundeten Arzt erkannte, der seine Zeit, zu ihr gelangen zu können, in angemessener Ferne ruhig abgewartet hatte.

„Marie!“ rief er schon von Weitem, „mein Kind, mein liebes Kind! Erschrecken Sie nicht, ich bin es, Ihr Freund; ich bin nur gekommen, um Sie, wie ich Sie aus dem Hause des Oheims abgeholt, auch wieder dahin zurückzuführen.“

„Millinger!“ schluchzte die Glückliche. „Sie sind es! O, Sie hat mir Gott gesandt!“ Und sie klammerte sich an seinen Arm, als wollte sie ihm beweisen, wie werth ihr die Stütze sei, die sie ohne Zweifel an ihm gefunden hatte. „Er ist fort!“ rief sie dann, laut weinend, indem sie ihren Kopf an seine Schulter legte.

„Ja, er ist fort, aber er kommt wieder.“

„Haben Sie es gehört?“

„Ich habe Alles gehört.“

„Alles? Was denn?“

„Was er oben auf dem Berge zu Ihnen gesprochen.“

„O das! Sie konnten auch Alles hören! Er hat nichts gesagt, was ich nicht selbst hören durfte.“

„Sie haben es auch gern gehört?“

„Ueber alle Beschreibung gern!“

„Ihnen ist Herr Hübner theuer?“

„Ueber alle Begriffe theuer!“

„Bravo! Ich liebe ihn auch!“

„Sie auch? Und Das haben Sie mir nicht früher gesagt?“

„Es ist mir heute erst klar geworden.“

„Ach, so ist es mir auch ergangen. Doktor, lieber Doktor, er ist mein Freund geworden, wie Sie —“

„Wie ich?“

„Ja — wenigstens in ähnlicher Weise. Ach! lassen Sie uns recht oft von ihm sprechen, denn meine ganze Seele ist von ihm erfüllt.“

Beinahe hätte der alte Mann vor Rührung Thränen vergossen, als er dieses reine, natürliche Bekenntniß vernahm. Er drückte das junge Mädchen, vergessend, daß sie die Baroneß von Steinach und die Nichte des Barons von Brandau war, fest an sich, wie er seine Tochter an sich gedrückt haben würde, wenn sie in gleicher Lage gewesen wäre, und flüsterte ihr Trost und Muth zu, als ob ihr Herz deren noch bedurft hätte. Ach, ein Herz, das sich seiner Liebe

bewußt geworden ist, bedarf keines Trostes, keiner Ermuthigung von fremder Seite — es ist an und für sich selbst riesengroß und stark, obgleich es nur in die schwachen Fugen eines weiblichen Busens eingeschlossen ist.

„Verrathen Sie mich aber noch nicht dem Oheim," flüsterte sie ihm zu, als sie sich schon nahe am Hause befanden — „Sie wissen ja, was für ein Mann er ist. Erst muß er Herrn Hübner, unseren Freund, kennen lernen."

„Ja wohl, ja wohl, mein Kind!" — Ach, und er seufzte, als er diese Worte sprach, weil er sich noch etwas ganz Anderes dabei dachte, als Marie vermuthen konnte.

„Und holen Sie mich morgen wieder ab von hier — mir wird es jetzt so eng, so öde in dem alten Hause —"

„Auch Das will ich thun."

„Und auf den Friedhof begleiten Sie mich auch, nicht wahr?"

„Ja, sogar nach dem Kupferhammer, mein Herz."

„Nein, nein, da will ich nicht hin, so lange er fern davon ist. Ich würde meine Bewegung nicht verbergen können und jedes Stück Eisen würde mich erinnern, was ich mit ihm verloren habe."

„Auch Das, auch Das. Alles will ich thun, was Sie wollen — jetzt aber lassen Sie uns hineingehen.“

Rasch schritten sie dem Hause zu. Marie eilte sogleich in ihr Zimmer, um sich zu fassen, ehe sie vor das prüfende Auge des Oheims trat; der Arzt aber begab sich sofort zu diesem, begrüßte ihn und theilte ihm mit, daß er das gnädige Fräulein wieder nach Hause gebracht habe.

Der Baron hörte kaum, was man ihm sagte. Mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, ging er im Zimmer auf und nieder — er hatte nicht an Herrn Hübner, wohl aber an seine Söhne in der Residenz gedacht.

„Doktor,“ sagte er mit mürrischer Miene, „der Bankier und der Advokat lassen mich lange warten.“

„Was erwarten Sie denn von ihnen?“

„Was ich erwarte? Mensch, wie können Sie so fragen! Himmel oder Hölle erwarte ich von ihnen und Sie fragen noch?“

„Diesmal, glaube ich, ist Ihnen der Himmel näher als die Hölle —“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich weiß es selbst nicht, aber ich habe so eine wunderbare Ahnung.“

„Gott gebe, daß Sie Recht haben; ich könnte den Himmel gebrauchen, denn zwischen beiden zu schweben, wie es mir seit der Abreise jener Männer geschieht, ist schon die halbe Hölle selbst. — Was giebt's?“

Die letzte Frage war an Friedrich gerichtet, der, um seinen Herrn in der Unterhaltung nicht zu stören, leise schleichend in die Thür getreten war.

„Die Zeitungen, gnädiger Herr, und auch ein Brief!“ Und schon hatte er sie auf den kleinen Tisch gelegt, der für dergleichen Sendboten bestimmt war.

Der Baron blieb mitten auf seinem Wege stehen und warf einen sonderbaren Blick auf den schweigenden Arzt. Dieser verstand denselben, als hätte er ihn mit Buchstaben geschrieben auf einem Blatte Papier gelesen, denn er sagte deutlich genug: „Da haben wir's! Eben sprechen wir von der Hölle und da kommt der Teufel schon! —“

Langsam, als fürchte er sich vor dem bedeutungsvollen Inhalt des Briefes, der ihm noch verborgen war, schritt der Baron dem kleinen Tische zu, ergriff

den papiernen Sendboten und hielt ihn mit starrem Auge dem Doktor hin.

„Sehen Sie wohl, er ist von Scheitler, ich kenne seine diabolische Handschrift zu gut.“

„Lesen Sie, lesen Sie, Herr Baron!“ ermuthigte der Arzt. „Eine Batterie muß im Sturmschritt genommen werden.“

„Ihr habt gut reden!“ brummte der Baron, indem er den Brief erbrach und unter die brennende Lampe hielt, um ihn zu lesen. „Eure Haut bleibt ungefährdet. Wohlan denn — vorwärts!“

Darauf las er langsam und mit nur bisweilen stockender Stimme folgendes Schreiben seines Bankiers dem Arzte laut vor.

„Geehrter Herr Baron! Meine letzten mündlichen „Mittheilungen über Ihren Herrn Sohn Alfred haben sich nicht als ganz richtig erwiesen; die Ihnen „geschilderten Verluste scheinen damals noch nicht „eingetreten gewesen zu sein.“

„Der Narr!“ rief der Baron. „Warum hat er mich denn ohne Noth geängstigt? Teufel! Was bin ich für ein Thor gewesen, dem dummen Menschen zu glauben!“

„Lesen Sie nur weiter, Herr Baron,“ sagte der

Arzt [mit einer auf den Brief deutenden Bewegung der Hand.

„Allein weit ab von der Wahrheit waren sie „denn doch nicht und so kann ich heute mit ziem= „licher Sicherheit bestätigen, was ich Ihnen neu= „lich mitgetheilt, obgleich das Wie, Wodurch, „Wie hoch noch nicht hinreichend aufgeklärt ist.

„Doch erlauben Sie mir, von dem Tage an „zu beginnen, wo ich mit den bewußten Geldern „hier eintraf. Ihre Herren Söhne stellten sich zu „der festgesetzten Stunde pünktlich bei mir ein. Von „ihrem eigenthümlichen Benehmen bei dieser Ge= „legenheit will ich Nichts sagen, das geht mich „Nichts an. Ihren Anweisungen gemäß überlieferte „ich ihnen das bewußte Geld nebst den mir von „Ihnen eingehändigten Schreiben. Meine persön= „lichen Anerbietungen in Betreff der günstigsten An= „legung des Capitals wiesen sie fest zurück. Sie „nahmen also Alles, theils baar, theils in Schuld= „scheinen, in Empfang, quittirten und fuhren dann „in ihrer Equipage davon.

„Equipage?" unterbrach sich der Baron, im Stillen nachsinnend. „Haben sie denn Equipage? Na, das fehlte noch!"

„Weiter!“ drängte des Arztes Blick.

„Es vergingen sodann mehrere Tage, in denen „ich Nichts von den beiden Herren vernahm, so ge„nau ich mich auch, Ihren Anweisungen gemäß, „nach ihrer Lebensweise, den Resultaten ihrer etwa„nigen Geschäfte und den Ereignissen in den Kreisen, „in welchen sie lebten, erkundigte. Schon glaubte „ich Ihnen heute Abend einige beruhigende Zeilen „senden zu können, da trifft so eben die Nachricht „ein, daß der Graf Zaretta einen kleinen Unfall er„lebt hat, wie man ihn heut zu Tage unter Spe„kulanten seiner Art nicht selten vorkommen sieht. „So erzählt man sich wenigstens und er selbst soll „es eingestanden haben. In wieweit nun Ihr Herr „Sohn dabei betheiligt ist, dürfte für jetzt unmög„lich zu ergründen sein, nur so viel steht fest, daß, „wenn der Graf jenen Unfall wirklich gehabt hat, „Ihrem Herrn Sohn desgleichen geschehen ist, da „Beide, wie Jedermann weiß, gemeinschaftlich agir„ten. Eine andere noch viel traurigere Kunde läuft „zugleich mit dieser ersten herum. Man spricht „nämlich davon, daß Ihr Herr Sohn auf eigene „Hand etwas Großes versucht habe und damit „gänzlich verunglückt sei. Ob Dies oder Jenes, „oder vielleicht auch Beides wahr, weiß ich, wie ge-

„sagt, nicht, Etwas ist gewiß daran wahr und „haben wahrscheinlich Beide verloren. Man nennt „sogar eine große Summe und soll man durch den „Grafen selbst die erste Kunde davon erhalten ha„ben, was ihm ähnlich sieht, da er sich den — „für mich ohne Zweifel falschen — Anschein giebt, „als wären 100,000 Thaler für ihn eine Kleinigkeit.

„Meinetwegen!" rief der Baron dazwischen. „Mag er ein Millionär sein, aber mein Sohn! der hat nur 20,000 zu verlieren und das ist keine Kleinigkeit."

„Lesen Sie weiter, Herr Baron!"

„Ich bin schon dabei." — „Auch eine dritte „Geschichte kreis't in der Residenz, die freilich die „ärgste wäre, wenn sie sich bestätigte. Mir scheint „sie indessen, so fabelhaft sie klingt, nicht ganz aus „der Luft gegriffen zu sein, denn ich habe dem „Grafen nie recht getraut. Verbürgen kann ich sie „natürlich nicht. Man flüstert sich nämlich zu, dem „Grafen und Ihrem Herrn Sohne seien wichtige „Papiere abhänden gekommen. Allein man fügt „hinzu, daß diese Papiere eigentlich nur Ihrem „Herrn Sohne abhänden gekommen seien und daß „der Herr Graf sein Schäfchen bei Zeiten in's „Trockene gebracht habe. Doch ich bitte Sie, nicht „mich für den Urheber dieser Geschichte zu halten

„oder sie auf Grund dieser vertraulichen Mitthei-
„lung anderweitig zu benutzen. Ich glaubte mich
„nur verpflichtet, Ihnen Alles zu sagen, was man
„sich auf der Börse eben — flüstert. Es kann hier
„also nur von einem Diebstahl oder einer Unter-
„schlagung die Rede sein und wird der Thatbestand,
„hoffentlich auch der Thäter, wohl offenbar werden,
„wenn Ihr Herr Sohn klagbar werden sollte.

„Klagbar?“ schrie der Baron. „Klagbar? Das ist eine schöne Geschichte, Doktor! Am Ende würde ich noch als Zeuge vorgefordert! Haha! Ja, sie sollten mir nur kommen! Mag er sehen, wie er durchkommt — ich wasche meine Hände!“

„Ruhig, ruhig, Herr Baron!“ ermahnte der Doktor. „Mir scheint dieser Bericht Ihres sonst so trefflichen Bankiers etwas verworren zu sein und er hätte meiner Meinung nach klüger gethan, sich erst genau zu unterrichten und das Ende abzuwarten, bis er bei Ihnen an die große Glocke schlägt. Allein er meint es gut und will Sie vorläufig selbst von den umlaufenden Gerüchten in Kenntniß setzen. Daß etwas Unheil mit dem unbekannten Grafen in der Luft schwebe, habe ich mir schon lange gedacht und ich habe es Ihnen auch gesagt.“

„Ja, ja, Ihr habt es gesagt, aber was kann das helfen! — Da, nun ist er mit dem Einen zu Ende, jetzt kommt er zu dem Anderen — Gott steh' mir bei, er spricht von meinem Georg!"

„Was nun Ihren Herrn Sohn Georg betrifft, „Herr Baron, so scheint das Unheil auch diesmal „wieder doppelt zu erscheinen, denn auch er ist von „mannigfachen Unfällen betroffen worden. Heute „Morgen war es in der Stadt ein ziemlich bekann„tes Geheimniß, daß eine gewisse Gesellschaft, zu der „auch der Herr Lieutenant gehörte, auf Befehl Sr. „Majestät des Königs wegen verbotenen Spieles „aufgehoben worden sei. —

„Gott segne den König!" rief frohlockend der Baron. „Also endlich hat man ein Einsehen gehabt!"

— „Allein der Zweck soll dennoch verfehlt „sein," las er mit stockender Stimme weiter, — „denn die tollkühnen und übermüthigen jungen „Herren, die an dem Spiel des letzten Abends „Theil genommen, hatten es leider schon beendet „und der Schlag war geschehen. Es soll dabei, „sagt man, nicht um zwanzig, sondern um hun„dert Tausende gegangen sein. Einige der Herren „sollen gänzlich ruinirt sein — so sagt man, wie-

„derhole ich — drei oder vier sollen die Flucht er-
„griffen und nur einige Wenige sich ihren Behör-
„den zur Verfügung gestellt haben. Ob Ihr Herr
„Sohn unter den Letzteren ist, weiß ich nicht und
„kann ich auf keine Weise erfahren, denn die ganze
„Angelegenheit wird sehr heimlich betrieben, um
„dem ohnehin schon genug herausgeforderten Ur-
„theil des verständigen Publikums keine neue Ge-
„legenheit zu mißliebigen Aeußerungen zu geben.
„Nur soviel weiß ich bestimmt, daß der Herr Lieute-
„nant sich in großer Aufregung befindet, und daß
„man von ihm behauptet, er habe seine ganze Erb-
„schaft an einem Tage verzehrt. Vielleicht sind
„auch das Worte ohne Sinn, allein so viel läßt
„sich nicht läugnen, Schulden hat er genug, mehr
„als er bezahlen kann, und Sie werden eine be-
„deutende Summe nachschießen müssen.

„Hiermit habe ich meine Pflicht erfüllt, Herr
„Baron, und füge mein Bedauern hinzu, Ihnen
„nichts Angenehmeres mittheilen zu können. Soll-
„ten Sie mir nun Aufträge zu ertheilen haben, so
„verspreche ich, dieselben buchstäblich zu erfüllen, und
„zeichne wie sonst Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Scheitler.“

Der Baron hatte mit theils erzwungener, theils erkünstelter Ruhe den Brief zu Ende gelesen. Er war dabei immer blässer und blässer geworden. Als er fertig war, faltete er das verhängnißvolle Blatt zusammen und steckte es in die Brusttasche. Dann hob er langsam den Kopf in die Höhe und suchte, wie ein Schüler, der sich vor den Ermahnungen seines Lehrers fürchtet, die Augen des Arztes auf. Dieser stand mit hochathmender Brust vor ihm, auch er war bleich und starr geworden. Er las den Gram, den Schreck, die Ueberraschung in den eisernen Gesichtszügen des gemarterten Vaters, darum zwang er, so viel er konnte, seine eigene Bestürzung nieder und sagte, mit Mühe ein Lächeln erheuchelnd:

„Es ist ja noch nichts Gewisses, Herr Baron!“

„Ha!“ schrie dieser wild auf, „nun wollt Ihr mich am Ende noch trösten, Ihr, der mir zuerst die schreckliche Frage entgegengehalten: Und wenn diese 20,000 Thaler nun verloren sind? — Laßt Eure Tröstung bei Seite, guter Doktor. Heute sage ich Euch, sie *sind* verloren, nicht 20,000, sondern 40,000 und vielleicht noch mehr! Denn ein so lange mit Füßen getretenes Vaterherz, wie das meine, wenn es endlich aus dem Staube sich erhebt und sich die schrecklichste Wahrheit, die es auf Erden giebt, einge-

steht, daß — daß seine mit Wohlthaten und Zärtlichkeiten überhäuften Kinder aller dieser Wohlthaten und Zärtlichkeiten unwürdig sind, das — das macht sich keine Illusionen mehr — das sieht Alles, wie es ist, wie es gekommen ist, wie es kommen mußte. O!"

„Und dann — wenn das Geld verloren ist?" fragte leise der Arzt, als legte er sich allein die Frage vor.

„Dann, dann sind wir auch noch Mann genug, den Verlust zu verschmerzen!" rief der Baron mit seiner alten Kraft und Würde. „Aber ich danke Euch," fügte er ironisch lächelnd hinzu — „Ihr habt mir einen guten Himmel prophezeiht!"

„Ich wünschte Ihnen denselben, darum sagte ich ihn voraus."

Und er blieb stehen vor dem Baron, der sich in seinen Sessel niederließ, das Haupt auf die Brust senkte und mit seiner Hand das Gesicht bedeckte, als schäme er sich, die Thränen sehen zu lassen, die durch seine Finger rieselten und vielleicht die ersten und einzigen waren, die er seit seinen Kinderjahren geweint hatte.

Aber der mitleidige Arzt, ohne Macht, hier helfen zu können, fühlte den Vaterschmerz mit wie den eige-

nen. Langsam, Schritt vor Schritt, trat er ihm näher, legte seine Rechte auf das graue Haupt des Barons und beugte sich schweigend zu ihm nieder, um auf diese Weise wenigstens den Antheil zu verrathen, den er als wahrer Freund an dem Kummer nehme, der den so starken Mann zu Boden geschlagen hatte.

Ende des ersten Theiles zweiter Abtheilung.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Galen, Philipp,

Baron Brandau und seine Junker aus den Papieren eines Arztes

Bd.: 1,2

Leipzig 1858